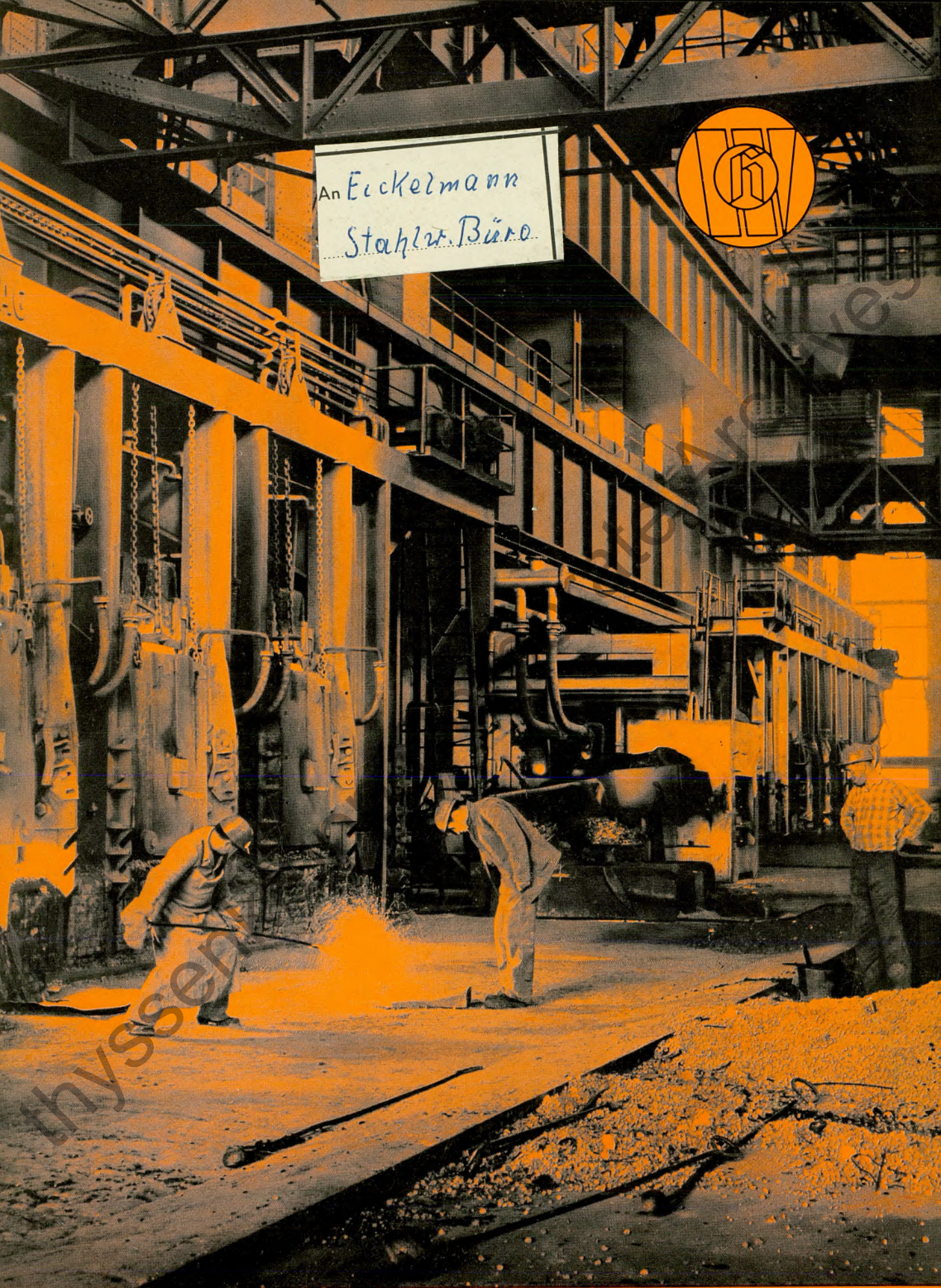




An Eckelmann
Stahlw. Büro



NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE

JUNI 1959 • POSTVERLAGSORT DORTMUND

WESTFALENHÜTTE



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund
11. Jahrgang - Nr. 6 - Juni 1959

Unsere Bilder:

Titelseite: Im Stahlwerk

Nebstehend: Probennahme

Aus dem Inhalt:

Es geht um das Wohlbefinden
Die alte Kunst des Eisengießens
Gibt es ein Lärmproblem?
Weltreise im Wohnzimmer
„die hauptsache beim faren is kukken“
„Komm gut heim“
Aus unserer Sozialarbeit
Sie wurden freigesprochen
Unsere Schwerbeschädigten
Verdienstkreuz am Band
Die neuen Ausschüsse
50 Jahre: Karl Specht
Gute Ideen sind Treffer ins Schwarze
Unsere Ehrentafel
Unsere offene Tür
Wir kommentieren und glossieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
2. Fotoausstellung unserer Hauptbücherei
Das interessiert die Frau
Unsere Mode
Neue Eigenheime
Auf den Spuren der Annette von
Droste-Hülshoff
Hochöfner und Heiratsvermittler
Mitten im Kohlenpott
Der Paragraph an der Gartentür
Aus unserer Heimat
Auftakt zur Badesaison 1959
Für unsere Schachfreunde
Israel
Unser Rätsel
Kurz gelacht
Hüttenkicker auf der Bundesgartenschau
Der Hüttenkicker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.
Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Es geht um das Wohlbefinden

Das ist eine Binsenwahrheit: Falsche Berufswahl oder Spannungen in einem Betrieb beeinträchtigen das Wohlbefinden der Beschäftigten. Heute wissen wir auch, daß die Beeinträchtigungen des Wohlbefindens sich in vielfältigen Symptomen äußern, die zu einem großen Teil körperlicher Art sind und das Erscheinungsbild einer Krankheit haben. Die innigen Beziehungen zwischen dem Wohlbefinden des Menschen und seiner Erfüllung oder seinem Versagen im Beruf hat der Düsseldorfer Mediziner und Sozialpsychologe Dr. Hellmut Sopp in seinem Buch „Was der Mensch braucht...“ (Econ-Verlag, GmbH., Düsseldorf) an Hand einer Fülle von Ergebnissen wissenschaftlicher Untersuchungen durchleuchtet.

Wie oft hört man die resignierende Feststellung: „Ich habe den falschen Beruf erwählt.“ Aber wieviel größer noch ist die Zahl derjenigen, die zwar das Gefühl haben, den richtigen Beruf erwählt zu haben, jedoch da, wo sie beschäftigt sind, nicht zur vollen Entfaltung ihrer Leistungsfähigkeit kommen. Das kann vielerlei Gründe haben. Auf Grund zahlreicher wissenschaftlicher Untersuchungen ist das bestätigt worden, was jeder von uns aus seinem eigenen Erleben der Arbeitswelt weiß: Wenn das Betriebsklima nicht in Ordnung ist, wenn einem die Nase des Meisters nicht paßt oder umgekehrt, kurzum, wenn Spannungen vorhanden sind, dann wird das Wohlbefinden der Menschen im Betrieb gestört, dann verlieren sie die Freude an der Arbeit, und die Leistung sinkt ab.

Krankenstand und Beruf

Der Krankenstand ist ein Barometer des Betriebsklimas. Zu dieser Feststellung gelangt der Düsseldorfer Mediziner und Sozialpsychologe Dr. Hellmut Sopp in seinem Buch „Was der Mensch braucht...“. Sicherlich ist das Betriebsklima nicht allein ausschlaggebend für den Krankenstand, aber die Untersuchungen von Dr. Hellmut Sopp haben ergeben, daß es die Krankheitskurve entscheidend zu beeinflussen vermag. Wenn man den Krankenstand unserer gesamten Bevölkerung unter die Lupe nimmt, wird man folgendes feststellen können: Die Krankheitskurve unterliegt bestimmten jahreszeitlichen Schwankungen. Im Sommer ist die Krankheits-

kurve niedrig, im Dezember/Januar erreicht sie ihren Höchststand. Zu bemerkenswerten Ergebnissen kommt man jedoch, wenn man einen bestimmten Berufszweig herausnimmt und dessen Krankheitskurve mit der der Gesamtbevölkerung vergleicht.

Bei der Post geht's nicht so schnell

Eine Beobachtung des Krankenstandes bei 64 000 Postlern für einen Zeitraum von vier Jahren ergab folgendes: Im Sommer war der Krankenstand relativ hoch und erreichte im Dezember seinen niedrigsten Jahresstand. Mit anderen Worten: Der höchste Erkrankungsstand in der Gesamtbevölkerung fällt zeitlich zusammen mit dem niedrigsten der hier erfaßten Berufsgruppe. Ebenfalls erstaunt die Tatsache, daß der niedrigste Krankenstand bei den Postlern in die Zeit des größten Arbeitsanfalles durch den Weihnachts- und Neujahrsverkehr bei der Bundespost fällt.

Dazu meint Dr. Sopp: „Tatsächlich unterscheiden sich diese beiden großen statistischen Reihen, die Postler und die übrige Erwerbsbevölkerung, nur durch zwei Dinge: den anderen Beruf und den anderen Arbeitsplatz. In bezug auf die Umweltschäden sind sie gleich, mithin unter sich vergleichbar. Die Unterschiede in der jahreszeitlichen Kurve der Erkrankungshäufigkeit können demnach nur auf Besonderheiten beruhen, die aus der Sphäre des Berufs und des Arbeitsplatzes stammen.“

Kampf aller gegen alle

Besonders augenfällig sind die Ergebnisse solcher Untersuchungen, die sich auf zwei völlig gleichartige Betriebe erstrecken. So wies Dr. Sopp bei zwei gleichen, zu einem Konzern gehörigen Betrieben einen unterschiedlichen Krankenstand nach, obwohl dort die gleichen Arbeiten unter den gleichen Bedingungen bei gleicher Entlohnung verrichtet wurden. Bei einer näheren Durchleuchtung der inneren betrieblichen Verhältnisse stellte sich heraus: „Im Werk A herrschen Unfrieden und Kampf aller gegen alle. Man fühlt sich nicht wohl an seinem Arbeitsplatz. Im Werk B bekommt der Mensch, was er braucht. Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, sei jedoch betont, daß

das Werk B keineswegs ein spannungsfreier Betrieb mit lauter lieben Menschen ist. Vielmehr kommt es auch hier gelegentlich zu recht heftigen Auseinandersetzungen.“

Ein besonderes Alarmsignal

Für alle, denen das Wohl der Beschäftigten, aber auch das Wohl des Betriebes am Herzen liegt, sollte die Entwicklung des Krankenstandes im Betrieb Anlaß sein, tiefer nach den möglichen Ursachen zu forschen, als das heute allenthalben der Fall ist. Resümiert Dr. Sopp: „An dem Ansteigen und Absinken der Kurzkrankheiten im Jahresablauf kann man mit großer Genauigkeit den Betriebsablauf verfolgen. Alle besonderen Ereignisse veranlassen positive und negative Schwankungen. In jedem Falle ist das plötzliche Ansteigen der Kurzkrankheiten in einer Abteilung ein besonderes Alarmsignal.“

Anerkennung der Leistung

Jeder Mensch hat bestimmte Grundbedürfnisse: Sehnsucht nach Bestätigung der eigenen Lebensleistung, Wunsch nach Geborgenheit, Streben nach Freiheit. Werden diese — insbesondere in dem für jeden Menschen wichtigen Persönlichkeitsbereich der Berufswelt — nicht erfüllt, treten Störungen des Wohlbefindens mit ihren krankmachenden Begleiterscheinungen auf. Es geht den arbeitenden Menschen also nicht nur darum, für ihre Arbeit anständig und gerecht entlohnt zu werden. Alle diesbezüglichen Meinungsbefragungen laufen in ihren Ergebnissen immer darauf hinaus, daß die Menschen ihre Leistungen anerkannt sehen wollen, daß sie anständig behandelt, daß sie vor allen Dingen „für voll“ genommen werden wollen. Nichts ist schlimmer, als wenn man einem Beschäftigten klarzumachen versucht, er sei ja nur ein kleines, wenn auch wichtiges Rädchen im großen Getriebe. Schon dieser Gedanke allein vermag den Menschen krank zu machen.

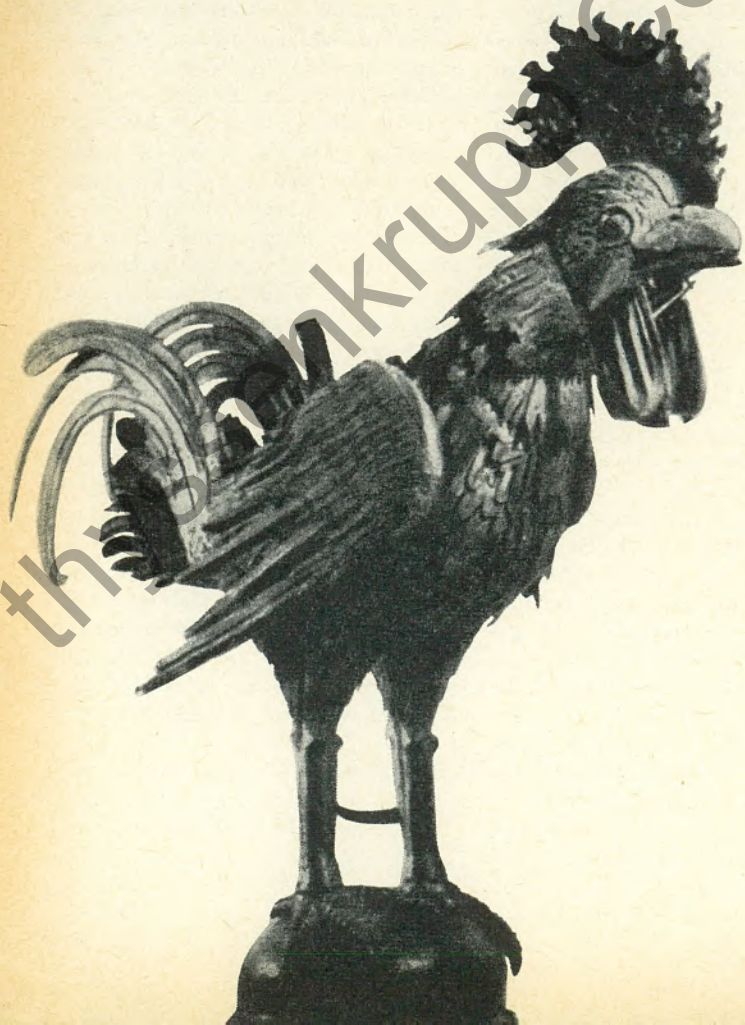
Keine Seelenmassage

Von den USA hat man verschiedentlich die Unsitte übernommen, mit Hilfe von „Seeleningenieuren“ überall dort, wo das Wohlbefinden des einzelnen gestört war, mit den Mitteln einer „Seelenmassage“ den inneren Frieden wiederherzustellen. Dazu Dr. Sopp: „Derartige Versuche müssen scheitern. Aus zwei Gründen: Auf die Dauer wirkt nur das Echte und nicht der Trick, wirkt nicht die Überredung, sondern die Überzeugung. Entscheidend sind nicht die Taktik und der Bluff, sondern die Gesinnung und Haltung!“

Lambert Dalbert



Die alte Kunst des Eisenschmiedens



Überall sind wir heute von einem Material umgeben, das uns in unbeachteter Selbstverständlichkeit dient. Kaum nehmen wir es in seiner materiellen Existenz noch wahr — und wären doch trotz aller Kunststoffe, trotz aller anderen Werkstoffe, überhaupt hilflos und verloren ohne dieses eine, das der Kern ist des weitesten Bereiches unserer technischen Zivilisation: das Eisen! Seit Jahrtausenden bekannt, wertvollstes Material der Kunst und des täglichen Gebrauches, einst kostbarer als Gold und Silber, lebt es heute in jeder billigen Konservendose, in jeder Maschine — und in vielen Plastiken der „Moderne“, die neue Reize dieses wertvoll-selbstverständlichen Materials gerade erst wieder entdeckt hat.

Ohne Eisen wäre unsere Welt, so, wie sie heute ist, nicht denkbar, und doch fristet es ein Dasein am Rande des allgemeinen Interesses. Kaum ein anderes Material war so sehr dem Wandel des Werturteiles durch die Jahrhunderte unterworfen wie das Eisen. Die ganze Spanne ist abmeßbar zwischen der mit kostbaren Edelsteinen besetzten Langobardenkrone aus getriebenem Blech und dem wahrhaftig wertlosen leeren Blechkanister, der nach seinem Umhüllungs-

dienst bestenfalls im Martinofen als Schrott einem neuen, minderwertigen Dasein zustrebt.

Das Eisen hat einer ganzen Kulturepoche, der auf die Bronzezeit folgenden

„Eisenzeit“

den Namen gegeben. Zeitlich liegt der Beginn der Eisenzeit bei den einzelnen Völkerstämmen sehr unterschiedlich, und die Frage des eigentlichen Ursprunges ist ungeklärt. Man darf aber annehmen, daß die Heimat des Eisens in Vorderasien, in dem nicht bestimmt zu begrenzenden und sagenhaften Gebiet der Chalyber, zu suchen ist, etwa in der heutigen Türkei nach der Küste des Schwarzen Meeres zu. Funde haben uns gelehrt, daß schon 4000—3000 Jahre vor Christus die Chinesen, Ägypter, Araber und Inder Werkzeuge und Geräte aus Eisen herstellen konnten. Aus der griechisch-römischen Zeit sind nur wenige Beispiele überliefert, doch war die Eisenherstellung in dem durch Blasebälge unterhaltenen Holzkohlefeuer bekannt. Der Gebrauch der Eisengeräte war nicht auf den zivilen Sektor beschränkt, sondern erstreckte sich vor allem auf den militärischen Bereich. Aus dem mit Eisenplättchen belegten Lederwams wurde bald der Schuppenpanzer entwickelt, zu dem dann, um die schweren Mannschaftsverluste zu verringern, um 350 v. Chr. der aus Eisenblech gehämmerte Legionärshelm kam.

Die Kunst, Eisen zu gießen,

war sicherlich schon in frühgeschichtlicher Zeit stellenweise bekannt, aber man wandte diese Technik nur selten an; sie ging schließlich ganz verloren, um erst im 15. Jh. neu gefunden zu werden.

Kunst und Eisen sind von jeher eng miteinander verbunden gewesen, und schon in den frühesten Zeiten der Eisengewinnung wurde dieses damals so ungeheuer kostbare Material auch für den täglichen und Waffengebrauch reich verziert und mit allen Kunstfertigkeiten der Zeit ausgestattet. Daneben finden wir dann jene Gegenstände, die als eigentliche Kunstwerke aus Eisen charakteristische Stücke der einzelnen Epochen darstellen. Gerade der ungeheure Wert des Materials war ein Grund mit für die sorgfältige und heute noch staunenswerte Bearbeitung des Eisens. Nördlich der Alpen, wo der Gebrauch des Eisens sich nur allmählich durchsetzt und erst um 700 n. Chr. allgemein bekannt ist, beginnt um das Jahr 1000 die große Blüte der europäischen Eisenkunst, die dann für das ganze Mittelalter und die nachfolgende Zeit großartige Beispiele künstlerischen Fleißes liefert. Ausgangspunkt sind die — meist C-bogenförmigen — Türbeschläge, die das Bohlenwerk versteifen sollen. Zunächst als technische Unterstützung der Tür gedacht,





werden sie bald mit reichen Zierornamenten versehen, die das Konstruktive in schöner Weise mit dem Dekorativen verschmelzen. Als Beispiel zeigen wir einen Regensburger Türbeschlag der 2. Hälfte des 12. Jh. (Abb. 1). Das 14. Jh. brachte dann als wesentliche Neuerung das Schmieden in Gesenken und die häufige Bearbeitung des Eisens in erkaltetem Zustand. Um diese Zeit war Deutschland in Europa hinsichtlich Mannigfaltigkeit und künstlerischer Qualität der Eisenbeschläge führend.

Ausgestattet mit diesen neuen technischen Fertigkeiten, nimmt naturgemäß auch die

Anwendung des Eisens im künstlerischen Bereich

immer mehr zu, und besonders in England und Frankreich sind bereits aus dem 12. und 13. Jh. hervorragende Beispiele von geschmiedetem Gitterwerk überliefert. Im Zuge dieser Bearbeitung zu immer zierlicheren Formen entstehen im Spät-Mittelalter die schmiedeeisernen Kronleuchter, Wandarme und Standleuchter und auch schon vereinzelt plastische Werke, die in Schmiedeeisen über Holzkern gearbeitet wurden. Ein schönes Beispiel dieser, in jener Zeit selten angewendeten Kunst ist der Straßburger Hahn von 1357 (Abb. 2). Hier sind

Möglichkeiten der Eisenbearbeitung erreicht, die von einer unglaublichen technischen und künstlerischen Beherrschung des eben erst erkundeten Materials zeugen.

Im Zwischenbereich von Gebrauchsgegenstand und Kunstwerk stehen in dieser Zeit des hohen Mittelalters und der beginnenden Renaissance die kostbaren Ritterrüstungen, die auch heute noch das Auge jedes Kunstliebhabers und -laien aufleuchten lassen. An diesen Rüstungen lebt sich die ganze handwerkliche Kunstfertigkeit der Zeit aus, in ihnen spiegelt sich der dekorative Sinn einer Epoche, die — weit entfernt von einer rein technisch-notwendigen Beschränkung — Formen und Figuren zaubert, in denen sich die auserwählte Schmuckfreude des sterbenden Mittelalters und der aufsteigenden Neuzeit ausdrücken. Angefangen von den Rüstungen und Schwertern bis zu den im 16. Jh. aufkommenden Luntengewehren, Pistolen und Kanonen tat sich hier der

Schmiedekunst

ein weites Feld auf und schuf Formen, die bis heute zu den Leckerbissen auch des entlegensten Provinzmuseums gehören können. Besonders im Bereich der Waffenschmiedekunst wird dann im 15. und 16. Jh. die Eisenätzung angewendet, mit der neue Ziermöglichkeiten der Oberfläche auf chemischem Wege erschlossen werden. Vergleichbar zeitgenössischen graphischen Arbeiten und Beispielen der bildenden Kunst überhaupt sind diese Stücke Muster hohen künstlerischen Vermögens. Unsere Abb. 3 zeigt das Meisterstück eines Nürnberger Ätzmalers um 1607.

Die Einführung des Hochofenbetriebes und der Hammerwerke im 16. Jh. brachte eine Erweiterung und Spezialisierung der eisenverarbeitenden „Industrie“ mit sich. Die Vorbereitungsarbeiten werden in selbständigen Betrieben vorgenommen, wodurch sich der letztlich tätige Kunstschmied immer mehr zum reinen Künstler entwickelt, der nun — seit dem 16. und 17. Jh. häufiger — voller Stolz seinen Meisternamen in das Werk hämmert. Technisch trat nun das sog. Durchsteckverfahren in den Vordergrund, bei dem dünne Eisenstäbe zu kunstvollen Gittern usw. ineinandergesteckt werden. Reich verziert mit stilisierten pflanzlichen oder tierischen Formen (Abb. 4, Regensburg, um 1679), spann sich so ein leichtes Gewebe durch den Raum und erzeugte zum erstenmal die Illusion des schwerelosen Eisenmaterials, wie wir es dann später — besonders im Barock — in den großartigen Kirchen- und Schloßgittern wieder antreffen.

Immer mehr entfernt sich der Eisenkünstler vom Eisenhersteller, und durch die Trennung der einzelnen Arbeitsvorgänge in Verbindung mit Vervollkommnung der technischen Mittel in der Gewinnung und Bearbeitung setzt nun eine wahre Massenproduktion an

ein. Leuchter, Schilder und zahlreiche andere Gebrauchsgegenstände, wenig früher noch seltene und z. T. einmalige, königliche Prunkstücke, sind nun im weiten Bereich des alltäglichen Lebens anzutreffen. Balkongitter, Chorschränken und Ofenplatten werden allgemein. Den Höhepunkt erreicht die „Kunst des Eisens“ im 18. Jh., und eines der vorzüglichsten Stücke aus dieser Zeit ist wohl das Gitter der Würzburger Residenz von Joh. Georg Oegg. Hier kulminiert die große Kunst des unbeachteten, wertvollen Materials, an dessen Entdeckung, Verarbeitung — an dessen Erscheinung im Wandel der Jahrtausende der Gang und die Kultur der Zeiten abzulesen sind. Mit seinen geheimen Rezepten der Alchimie verwandt, als Grundstoff künstlerischen Bemühens Möglichkeit höchster menschlicher Fertigkeiten und als billiges notwendiges Material in unser aller Leben — und auch im Leben vergangener Zeiten —, steht das Eisen mit an der Spitze jener Dinge, die die Natur im harten Ringen sich entreißen läßt und nun unverlierbar ihre Spur durch unsere Zivilisation und Kultur ziehen.

Aber gerade, als das Bemühen um diesen kostbaren Stoff geringer wurde, als seine Erscheinung wie eine Selbstverständlichkeit errungen war, erlahmte auch seine Bedeutung für die künstlerische Verwendung. Das Barock mit seiner allumfassenden, sich alles dienstbar machenden Kraft erschloß die letzten

und höchsten Möglichkeiten des Materials „Eisen“. Dann mit dem Zaghafthwerden der Kunst, mit der um sich greifenden Unsicherheit des Schöpferischen stirbt — wenn auch nur vorübergehend — die Bedeutung des geschmiedeten Eisens für die Kunst. Merkwürdig zu sehen, wie mit dem neuen und in technischer Hinsicht wahrhaftig revolutionären industriellen Aufschwung auch der Eisenindustrie diese Möglichkeiten für die „Kunst des Eisens“ sich so nachteilig ausgewirkt haben. Wie allgemein in diesem Umbruch der Zeiten, verschiebt sich der Akzent des menschlichen Interesses vom Musischen zum Industriell-Unternehmerischen.

Eine große Eisenindustrie wächst auf.

Die technische Fertigkeit des Eisenschmiedens baut nun erst den gewaltigen Weg in die gigantische Zukunft — die Kunst des Eisenschmiedens aber scheint zu erliegen. Auf den Höhepunkt des 18. Jh. folgt nun zu Anfang des 19. Jh. der Rückschlag, der praktisch das Ende der alten Schmiedekunst bedeutet. Die einsetzende Industrialisierung — vom Material her ja engstens mit allem verbunden, was „Eisen“ heißt — schafft völlig neue Verhältnisse. Die Tätigkeit des schöpferisch arbeitenden Handwerkers, dessen Formenreichtum zu einem großen Teil gerade aus der Materialkenntnis kam, wird abgelöst durch das entwerfende Zeichnen des Architekten oder Kunstgewerblers, der kaum

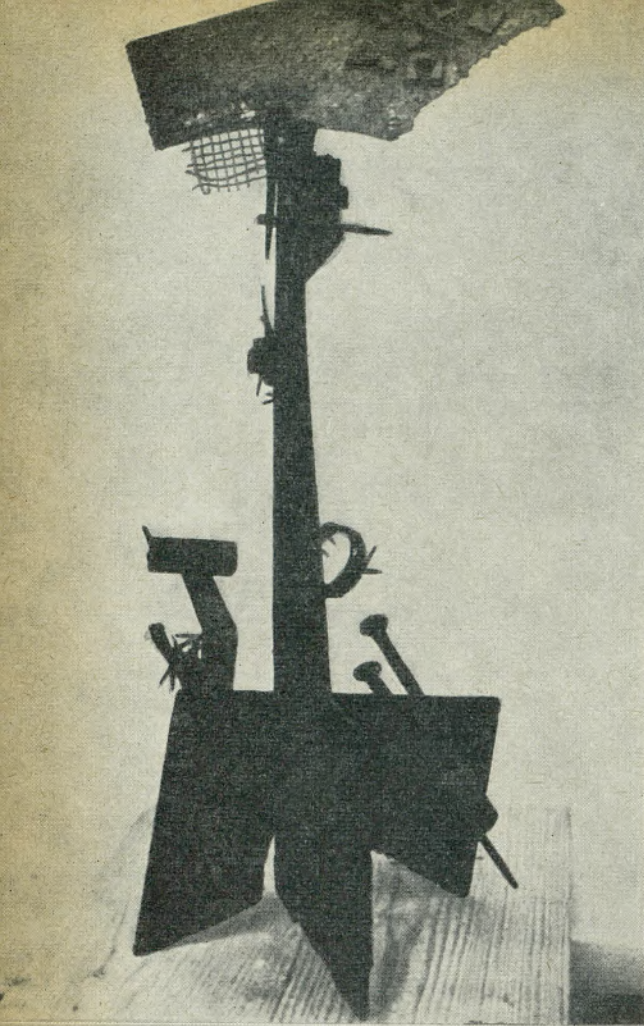
jedem selbst am Amboß gestanden und ein Stück Eisen bearbeitet hatte. Die oben angedeutete Spezialisierung des Betriebes und Isolierung vom Eisenarbeiter und Künstler im 16. Jh. ist auf dem Höhepunkt angelangt. Nun liefert die Industrie alle vorgeformten Eisen, übernimmt selbst alle Vor- und Zwischenarbeiten und ermöglicht außerdem durch neuartige Fertigungsmethoden, wie vor allem das autogene Schweißen, jede verlangte Formgebung — ohne die schöpferische Hand des am Material selbst tätigen Künstlers zu bemühen.

Von hierher ist es zu verstehen, daß das gesamte 19. Jh. — ohnehin nicht gerade ein Schwerpunkt künstlerischer Formkraft — im Bereich der Eisenschmiedekunst sich besonders durch Stilimitationen und rein kunstgewerbliche Liebhaberarbeiten auszeichnet. Hier und da bemüht man sich, bewußt altertümliche Bearbeitungsmethoden beizubehalten oder wieder zu beleben. Insgesamt darf aber gesagt werden, daß die alte Kunst des Eisenschmiedens eigentlich zum Erliegen kommt und der Umgang und die Beschäftigung mit Eisen (Eisenguß!) im Bereich der Kunst sich beschränkt auf die Brücken- und Hallenkonstruktionen, die als Monumente technischer Faszination in vielen Städten Europas in den Himmel wachsen.

Die neuen Möglichkeiten

werden geliefert durch die Perfektionierung des Eisengusses, der nun erst — obwohl seit





dem 15. Jh. bekannt — vorübergehend das Schmiedeeisen fast völlig verdrängt. Für die Ausbreitung des Gußeisens sorgte vor allem der Guß aus dem Hochofen. Gleich in die endgültige Form eingeführt, ist das Gußeisen auf Grund seiner besonderen Zusammensetzung für eine weitere Bearbeitung unter dem Schmiedehammer ungeeignet.

Es stellt nicht nur technisch, sondern auch unter dem Gesichtspunkt der künstlerischen Ausarbeitung einen vom Schmiedeeisen verschiedenen Werkstoff dar. Die Bearbeitung durch Strecken, Breitziehen und Schroten ist bei ihm völlig oder doch weitgehend ausgeschlossen. In seiner Endgültigkeit läßt der gußeiserne Kunstgegenstand alle Variationen durch spätere, im schöpferischen Durchgang möglichen Bearbeitungen außer acht. Wie sehr aber auch im Gußeisen große künstlerische Möglichkeiten liegen, mag eine Bildplatte um 1825 veranschaulichen (Abb. 5). Der Reiz der groberen, nur an einigen Stellen geglätteten Oberfläche ist eine Eigentümlichkeit dieser Technik.

Und auch hier — wie in allen Arbeiten aus Eisen überhaupt — spricht das Kraftvolle des Materials wesentlich im künstlerischen Gesamteindruck mit. Die Wucht der aufeinander losstürmenden Pferde wird mitbestimmt durch das Eisen, das hier in einer Art verwendet und beherrscht wird, wie wir es gemeinhin nur in Stein- und Marmorreliefs gewöhnt sind. Zugleich ist dieses Werk ein Beispiel dafür, wie in der Kunst des 19. Jh. gerade auch im Zusammenhang mit dem hier besprochenen Kunstmateriale „Eisen“ sehr wohl einige Höhepunkte künstlerischer Qualität anzutreffen sind, die die alte Tradition bewahren und weiterreichen ins 20. Jh., das mit seiner

vielgelästerten und hochgerühmten abstrakten Kunst

Beispiele der künstlerischen Verarbeitung vom Schmiede- und Gußeisen liefert, die als echte Vertreter — hier auch vom Material her und darum wortwörtlich zu verstehen — des Zeitalters von Eisen und Stahl besonderen dokumentarischen Wert haben (Abb. 6, „Skulptur“ von Pablo Serrano). Hier ist das Eisen in seiner eigentlichen Grundsubstanz erfaßt; es wirkt durch sich selbst und ist nicht nur als dienendes Material einer künstlerischen Idee unterworfen. Dieses und ähnliche Werke unserer Zeit suchen der Substanz „Eisen“ selbst gestalterische Möglichkeiten abzugewinnen. Die Spanne von hier bis zu der künstlerischen Perfektion vergangener Jahrhunderte ist groß — die Pflugschar der Eisenzeit scheint näher zu stehen. Beide verbindet vielleicht nicht so sehr die Göttin der Muse als vielmehr Vulkan, der Gott der Eisenschmiede (Abb. 7, „Vulkan“, Silberstatuette von 1726). Er allerdings ließ sich in Silber verewigen (Lit.: RDK).

Gibt es ein „Lärmproblem“?

Seit Jahren ist das Thema „Lärm“ und „Lärmbekämpfung“ in aller Munde, und es gibt außer der Managerkrankheit kaum einen Gesprächsstoff, der so dankbar und ausgiebig ist wie dieser. Man bekämpft den Lärm, oder man versucht, die Lärmbekämpfung lächerlich zu machen, je nachdem, ob man unter dem Lärm leidet oder davon profitiert. Einige Lärmquellen sind versiegt, andere haben sich aufgetan — kurzum, die Schlacht ist in vollem Gange, und niemand kann noch sagen, auf welcher Seite die stärkeren Kräfte wirksam sind.

Läßt sich nun in all dem ein Problem erkennen — eine Aufgabe, die unlösbar erscheint? Oder sind wir lediglich Zeugen einer Entwicklung, die nach ganz natürlichen Gesetzen verläuft und deren Ende man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen kann? Es scheint, als sei das erstere der Fall, sonst müßte nach den Anstrengungen der letzten Jahre doch schon ein Erfolg zu bemerken sein. Es ist aber, im ganzen gesehen, nicht leiser, sondern eher noch lauter geworden, und darum muß sich derjenige, der die Gefahren des Lärms erkannt hat und sich für ihre Abwendung mitverantwortlich fühlt, jetzt darüber klarwerden, wo die Schwierigkeiten liegen und wo dementsprechend der Hebel anzusetzen ist.

Daß die

Technik den Hauptanteil der Lärmquellen

unserer Zeit stellt, kann auch der glühendste Verehrer und Verfechter der Technik nicht bestreiten. Gewiß ist das, was Mensch und Tier ohne jedes Hilfsmittel an Geräusch produzieren, unter Umständen auch schon Lärm, insofern,

als Lärm ja nicht Geräusch schlechthin ist, sondern eines, das als störend oder quälend empfunden wird. Zwar ist die Grenze zwischen erträglichem und unerträglichem Geräusch recht unscharf und individuell verschieden, indessen werden Geräusche bestimmter Intensität und Frequenzzusammensetzung von der Mehrzahl der Menschen als unangenehm empfunden und sind zuzusagen objektiv als Lärm anzusprechen. Dieser Lärm rührt fast ausschließlich von der Technik her.

Die Geräusche in vielen Industrieanlagen, z. T. auch auf der Straße sind eindeutig und für alle Menschen „Lärm“. Demnach scheint die Lösung des Lärmproblems auf der Hand zu liegen, und sie ist auch mehr als einmal dahingehend formuliert worden, daß die Technik, die uns den Lärm beschert hat, nun verpflichtet sei, zuzusehen, wie sie ihn wieder aus der Welt schafft.

Nun wohl! Der Technik ist damit eine klare Aufgabe gestellt, und sie hat begonnen, an ihrer Lösung zu arbeiten. Diese kann aber nicht darin bestehen, daß die Maschinen stillgesetzt werden. Die Maschinen sichern unser Leben, und ihr Stillstand würde Not und Tod für unsere überbevölkerte Welt bedeuten. Die Maschinen müssen also die Leistung, für die sie ausgelegt sind, auch weiter vollbringen — aber sie sollten dies ohne Lärm tun! Daß dies nicht von heute auf morgen geht, muß auch dem technischen Laien einleuchten, aber daß es unmöglich ist, wird auch „die Technik“ nicht behaupten wollen. Sie hat sogar die mühevollen Kleinarbeit, ohne die eine Änderung nicht zu erwarten ist, in Angriff genommen. An vielen Stellen sind Einbrüche in die Lärmfront geglückt. Neben-

her hat man gelernt, die Verbreitung von Geräuschen, die heute noch nicht an ihrem Entstehungsorte abgestellt werden können, zu erschweren, d. h. den Luftschall zu dämpfen und den Körperschall (Schallwellen im Baukörper) zu dämmen. Mehr noch: In der Erkenntnis, daß

Lärm eine echte Gefahr für die Volksgesundheit

ist, hat der Gesetzgeber in vielerlei Verordnungen und Bestimmungen versucht, die Ruhe — insbesondere in der Nacht — zu schützen und unerträgliche Belastungen abzuwenden. Lärmende Industriebetriebe dürfen nur an Stellen errichtet werden, wo sie nicht stören; der Geräuschentwicklung von Motorfahrzeugen sind Grenzen gesetzt; Straßen können unter bestimmten Voraussetzungen für den motorisierten Verkehr gesperrt werden; in Wohngebieten kann die Entstehung neuer Lärmquellen verhindert werden; nächtliche Ruhestörungen sind strafbar ebenso wie der Mißbrauch von Rundfunkgeräten und Musikinstrumenten; neu zu errichtende Wohnungen müssen den für Schall- und Wärmeschutz ausgearbeiteten Baunormen entsprechen usw. Das Netz der Gesetze, mit dem die „Lärmsünder“ eingefangen werden sollen, wird immer enger.

Und doch! Es dröhnt in Industrieanlagen und aus ihnen heraus, es knattert auf den Straßen, es poltert und quäkt in den Häusern — selbst auf Spazierwegen und in Gärten, in Wald und am Strand wird Lärm und nochmals Lärm gemacht. Die Menschheit scheint sich nachgerade in zwei Gruppen zu teilen: in solche, die der unausgesetzte Lärm schier zur Verzweiflung treibt und die mit ständig geringer werdendem Erfolg versuchen, ihm zu entfliehen, und solche, für die es offenbar keine größere Freude und kein anderes Ziel gibt, als Lärm zu machen und ihren Mitmenschen damit das Leben zu vergällen. Genaugenommen steht zwischen den beiden noch eine dritte Gruppe: die Abgestumpften, die weder besonderen Lärm machen noch ihn hören, wenn sie auch im Grunde die Ruhe dem Getöse vorziehen.

Einer der Gründe für die

Lärmfreude

der einen und die Gleichgültigkeit der anderen ist die allgemein herrschende Unwissenheit bezüglich der Gesundheitsschäden, die der Lärm mit sich bringt. Während im allgemeinen jeder Mensch weiß, welche Ursachen einen Bronchial- oder einen Magen- und Darmkatarrh hervorrufen und daß man sich dementsprechend bezüglich seiner Nahrung und Kleidung bestimmten Erfahrungs-

regeln unterwerfen muß, kann niemand ohne weiteres die Folgen des Lärms — außer einer Betäubung des Hörorgans — bei besonders lauten Geräuschen erkennen, und so sieht er auch keine besonders zwingende Veranlassung, dem Lärm aus dem Wege zu gehen. Und so wenig heute die Medizin mit Sicherheit feststellen kann, ob dieser Kopfschmerz oder Herzscha den und jenes Magendrücken oder Nervenleiden von dem als körperliche Qual empfundenen Lärm verursacht oder bloß verschlimmert worden ist, so wenig weiß erst recht der Betroffene hierüber Genaueres zu sagen. Bevor es indessen gelingt, diese Unklarheiten aufzuhellen, muß die globale Erkenntnis, daß Lärm die Gesundheit schädigt und daß dementsprechend Lärm-erzeugung einer Mißhandlung des Mitmenschen gleichzusetzen ist, Allgemein- gut werden.

Nun ist die mangelnde Kenntnis der Folgen des Lärms zwar eine Erklärung für die geringe Aktivität gegen diesen. Die Gründe für die erschreckende Freude vieler Menschen an der Erzeugung von Lärm sind aber noch nicht aufgedeckt. Sie liegen auch viel tiefer, als man auf den ersten Blick vermuten möchte, und es muß klargestellt werden, daß Gehör- und Herzschäden, Nerven- und Kreislaufstörungen nicht die eigentliche

„Lärmkrankheit“,

sondern die Folgen einer bei den Lärm- machern vorhandenen „Lärmsucht“ sind — daß das unwiderstehliche Verlangen mancher Menschen nach Lärmmachen und Lärmhören das Grundübel ist.

Hier zeigen sich nun die eigentlichen und wahren Kriterien eines „Problems“ — nicht bei den technischen Fragen, bei denen es freilich eine Anzahl harter Nüsse gibt — auch nicht bei der Formulierung neuer Gesetze, der das Fehlen einwandfreier Definitionen für „gesundheitsschädlichen Lärm“ hemmend im Wege steht — und auch kaum auf dem Gebiet der Medizin, die noch um die Eingrenzung der allzu unscharf umrissenen Begriffe ringt, sondern fast ausschließlich in der Lärmsucht eines Teiles der heutigen Menschheit, der dadurch zum Schrecken des anderen wird, zum Teil, ohne es zu wissen oder zu wollen.

Es bleibt dem, der sich um Abwendung der Gefahren bemühen will, nicht erspart, den Gründen dieser Lärmsucht nachzuspüren. Sie liegen teils auf psychologischem, teils auf soziologischem Gebiet. Zu der ersteren Gruppe gehört vor allem die Weltangst, die die Menschen nicht zur Besinnung kommen läßt. Sie versuchen, die Ahnung kommender Kata-

strophen mit Lärm zu übertönen — wie Kinder, die sich durch Singen Mut machen. Besonders die Halbwüchsigen lieben den Lärm, weil er ihr Selbstbewußtsein hebt. Sie wollen damit ihr Erwachsensein, ihr Nicht-mehr-gehören-Müssen demonstrieren und nicht zuletzt auf das andere Geschlecht Eindruck machen.

Auch die Hast, mit der sich die Lebensvorgänge abspielen, und der damit verbundene

Verlust der Besinnlichkeit

und Besonnenheit führen zur Erzeugung unnötigen Lärms. Erst recht liegt in der Überbetonung alles Rationalen auf Kosten des Gefühls ein starker Antrieb zum Lärm, d. h. zum Auffallen durch starke optische und akustische Reize.

Zu den soziologischen Gründen gehört vor allem die gesellschaftliche Gleichmacherei, die Gleichberechtigung vor dem Gesetz mit allgemeiner Gleichwertigkeit verwechselt. Die dabei verbliebenen sozialen Minderwertigkeitskomplexe werden besonders gern durch Lärm kompensiert. Auch die früher gültigen Regeln für das Schickliche haben sich stark gewandelt. Die Mode ist an die Stelle der Sitte getreten, und die erstere wird häufig genug aus dem Urwald bezogen. Die Bevölkerungsschichten, die noch an ererbten Sitten und Begriffen für Schicklichkeit hängen, treten mehr und mehr gegenüber neuen, vielleicht lebensstichtigeren — jedenfalls aber im Lebenskampf rigoroseren Schichten in den Hintergrund, denen das Erbgut der Rücksichtnahme fehlt, das jener Bürgerlichkeit eigen war.

Schließlich führt die in der Wirtschaft weitgehend durchgeführte Arbeitsteilung zur Ausbildung von

„Lärmtechnikern“,

die mit Hilfe eines demonstrativen Lärms Werbung treiben bzw. die technischen Hilfsmittel hierzu bereitstellen und in denen das Lärm-machen-Können das Bedürfnis zum Lärm-machen erweckt. Es wäre unnatürlich, wenn dieser „Nachfrage nach Lärm“ nicht von seiten instinktsicherer Geschäftemacher ein entsprechendes „Angebot“ gegenübergestellt würde. Der Erfolg gibt ihnen recht: Die lauten Motorräder verkaufen sich besser als die leisen — die Lokale, in denen es laut zugeht, sind besser besucht als die, in denen Ruhe herrscht — die Kurorte, in denen „nichts los“ ist, werden (wenn sie Glück haben) von einer bestimmten Kategorie von Menschen gemieden, es sei denn, diese kommen — zum Entsetzen der Ruhebedürftigen, die ihnen aber nicht entgegenzutreten wagen (aus

Angst, daß der Lärm dann alle Maße sprengt) — eigens dorthin, um etwas „loszumachen“.

Hier liegt — wie erwähnt — das Problem, die fast unlösbare Aufgabe: Wenn es gelänge, den Menschen wieder Ruhe und innere Ausgeglichenheit zu geben, ihre Angst in Gelassenheit zu verwandeln, gegenseitige Rücksichtnahme wieder zum Ideal zu erheben und das Prinzip der Gediegenheit über das der rohen Kraft zu stellen, dann erledigte sich das Lärmproblem von selbst. Technik, Medizin und Rechtspflege würden ihre Teilaufgaben in Ruhe lösen, und jeder Fortschritt würde mit Bereitwilligkeit von der Allgemeinheit aufgegriffen.

Die Probe auf die Richtigkeit

dieser Grundsätze erbringen die Länder, die — wie beispielsweise die Schweiz — nicht inmitten, sondern am Rande der durch die Weltkriege bedingten Umwälzungen stehen. Sie sind nicht erpicht auf Lärm und wissen ihn zu unterdrücken, während hierzulande zwar aus sicherer Entfernung auf Abhilfe gesonnen und das eine oder andere Verbot ausgesprochen wird, an der Front des Lärms aber — in der Öffentlichkeit, vor allem auf der Straße — niemand (auch nicht die staatliche Exekutive) wagt, dem Lärm entgegenzutreten, weil es offenbar als ein Zeichen von Schwäche gilt, einzugestehen, daß man den Lärm als Störung und Plage empfindet.

Aus Erkenntnissen ergeben sich Wege zur Besserung. Nachdem es feststeht, daß nicht technische Errungenschaften allein, weder neue Gesetze noch medizinische Fortschritte die Menschheit veranlassen werden, dem Lärm zu entsagen, sondern daß die Lärmsucht beseitigt werden muß, bevor es gesitteter und ruhiger werden kann, ist die Marschroute vorgezeichnet. Viel liegt an einer Beruhigung der politischen Lage, an der Beseitigung der Angst vor drohenden neuen Kriegen, viel an einer Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse und an einem stabilen Arbeitsfrieden. Auf solchen Fundamenten kann sich eine neue „Bürgerlichkeit“ entwickeln, bei der Anstand und Rücksicht Geltung haben. Ist dies erreicht — und es ist nur zu erreichen, wenn die Proklamation der allzeit gültigen sittlichen Grundsätze des Zusammenlebens der Menschen zu keiner Zeit eine Unterbrechung erfährt (aber nicht nur Kindern, sondern auch Halbwüchsigen und Erwachsenen gegenüber!) —, so wird sich der Einführung technischer und sonstiger Fortschritte, die ebenfalls keinen Augenblick außer acht gelassen werden dürfen, kein Hindernis mehr in den Weg stellen.

Dr.-Ing. O. Wilmes

Weltreise im Wohnzimmer

Ein kluger Radiofreund hat einmal das Wort von der „Weltreise im Wohnzimmer“ geprägt. Was er damit sagen wollte? Ganz einfach dies: Jeder von uns — sofern er Besitzer eines Rundfunkempfängers mit Kurzwelleanteil ist (nicht zu verwechseln mit der Ultrakurzwelle — UKW!) — hat die Möglichkeit, täglich in seinen Mußestunden eine „Reise“ in ferne Länder zu unternehmen, und zwar in einer Weise, daß er sich (statt immer wieder durch seine Ortsender „berieseln“ zu lassen) in eines der deutschsprachigen Radioprogramme einschaltet, die täglich aus den Funkhäusern von 25 Ländern der Erde über den Äther zu uns kommen: 25 Staaten der Erde geben täglich ein- oder mehrmal ihre „akustische Visitenkarte“ in unserem Empfänger ab und bemühen sich dadurch um Verständnis beim deutschen Hörer. Die Teilnahme an diesen Programmen aber ist stets eine „Weltreise im Wohnzimmer“; denn Sie, lieber Leser, brauchen sich nicht einmal von ihrem Sessel zu erheben, um sich dennoch in das ferne Land „entführen“ zu lassen! Und dieses Wunder ermöglicht uns der Kurzwellenbereich in unserem Empfänger, der so sehr viel bietet und doch ungerechterweise „vergessen“ wird.

Wer macht sich schon die Mühe, an seinem Rundfunkempfänger daheim einmal die Kurzwelle einzuschalten? Jenen Bereich, der auf der Skala unserer Empfänger mit Begriffen wie „16-m-Band“, „25-m-Band“ oder „49-m-Band“ angegeben ist. Sollten wir uns nicht häufiger die Mühe machen, gerade in diesen Wellenbereich hineinzuhören, um so an der „Weltreise im Wohnzimmer“ teilnehmen zu können? Lassen Sie sich, lieber Leser, von einem passionierten „Wellenjäger“ sagen: Die Mühe lohnt sich ganz gewiß. Es gibt kaum ein Hobby, das so sehr den Blick weitet wie dieses faszinierende Spiel „Kurzwellenempfang“. Sie erleben dabei Stunden prächtigster Unterhaltung und nützlichster Belehrung. Und dabei gibt es keine Sprachschwierigkeiten, denn alle Sender dieser 25 Länder rufen uns — wie schon gesagt — über Kurzwellensender in deutscher Sprache!

Auf beachtlichem Niveau

Wer sich noch an die Boykottierung alles Deutschen erinnert, wie sie noch vor 12 Jahren geübt wurde, wird sich freuen, zu hören, wie stark der deutsche Rundfunkhörer heute von fremden „Ätherwellen“ umworben wird. Sicher: Der Kalte Krieg und sein „funkpolitisches Tauziehen“ um den deutschen Menschen nimmt in diesem Bemühen einen (leider viel zu) großen Raum ein. Dennoch darf man festhalten, daß sich viele der deutschsprachigen Programme jener 25 Länder auf einem beachtlichen Niveau bewegen. Wer zum Beispiel die deutschen Programme aus Kanadas Millionenstadt Montreal oder aus der türkischen Hauptstadt Ankara oder Paris, London und Rom regelmäßig abhört, der wird bestätigen, daß hinter den Mikrofonen all dieser Länder erstklassige journalistische Kräfte am Werk sind. Sie alle sind darum bemüht, die Gräben der bösen Vergangenheit zuzuschütten und das Verständnis zwischen allen Nationen zu fördern.

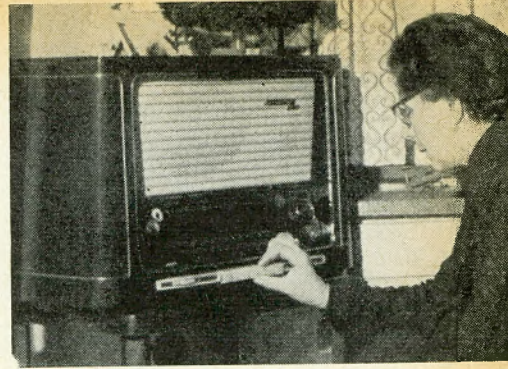
Von 10 Minuten bis 6 Stunden

Daß es bei diesem „geistigen Brückenschlag“ durchaus nicht auf die Dauer der jeweiligen Sendungen ankommt, zeigt das Beispiel des Senders Ankara, der seit Jahren um 20.30 Uhr MEZ auf Kurzwelle 41,18 m, 7285 kHz eine halbstündige Sendung bringt, die mit Beiträgen über Kultur, Geschichte, Wirtschaft und Alltagsleben der Türkei besonders ansprechend genannt werden kann. Die beiden halbstündigen Sendungen aus Montreal sind täglich um 18 Uhr und um 20.30 Uhr MEZ auf Kurzwelle 16 m, 19 m und 25 m sehr gut zu hören. Sie vermitteln ein so gutes Bild des heutigen Kanada, wie es uns auch das beste Buch nicht besser geben könnte. Ein weiteres Beispiel für ein zwar kurzes, aber dennoch gutes und instruktives deutsches Programm gibt Radio Teheran, das allabendlich von 20.45 Uhr bis 21 Uhr MEZ über Kurzwellen im 19- und 31-m-Band zu hören ist. Hier wird in Nachrichten und Kurzvorträgen ein gutes und plastisches Bild des fernen Iran vermittelt.

Neben diesen verhältnismäßig kurzen Programmen stehen die „Super-Programme“ der beiden großen Kontrahenten im kalten Ätherkrieg: die „Stimme Amerikas“ und die „Radiozentrale Moskau“, die täglich sechs Stunden in deutscher Sprache senden, während es die „Stimme Amerikas“ mit täglich sieben Einzelsendungen (von 30 bzw. 15 Minuten) genug sein läßt. Da man auf beiden Seiten mit Riesen-Sendeenergien arbeitet, sind sowohl Ost als auch West auf Kurzwelle hervorragend zu hören.

Wellenjagd lohnt sich

Es sei hier noch auf die vorzüglichen Programme von Madrid, Stockholm, Sao Paulo, Santiago de Chile, Quito (Ecuador) und Encarnacion (Paraguay) hingewiesen, die alle bei günstigen Empfangsbedingungen in Deutschland gut zu hören sind. Wer diese Wellenjagd nach den Sendern ferner Länder einmal angefangen hat, den wird dieses schöne Hobby überhaupt nicht mehr loslassen. Wie stolz ist der Wellenjäger, wenn er dann nach seinem Empfangsbericht an einen fernen Sender dessen Bestätigungskarte (QSL-Karte) erhält oder über den Äther per Kurzwelle die Beantwortung seines Briefes im „Briefkastenprogramm“ selbst hören kann! Gar nicht zu reden von den wundervollen Briefmarken, die auf diese Art ins Haus geflattert kommen. Das Schönste an diesem Hobby aber ist — es sei noch einmal betont — jene herrliche Möglichkeit, sich am eigenen Rundfunkempfänger durch bloßes Zuhören bei einem der 25 deutschen Programme aus der weiten Welt in dieses ferne Land „entführen“ zu lassen. Man muß durchaus nicht Sendeamateur sein, um mit der großen, weiten Welt in Verbindung zu kommen. Zehntausende leidenschaftlicher Kurzwellenhörer sind z. B. in den skandinavischen Ländern in Hörerklubs zusammengeschlossen, und auch in Deutschland wächst die Zahl der „Wellenjäger“ ständig. Sollten auch wir nicht häufiger an unserem Empfänger auf Entdeckungsreise gehen und es einmal mit diesem Hobby versuchen? An Tips für den Interessierten soll es nicht fehlen. Wir wollen gern helfen, dieses Tor zur Welt weit aufzustoßen!





„die haubtsache bein faren is kukken“

Aus der Kinderstube unserer motorisierten Steckenpferdreiter

Einmal kommt für jeden der Augenblick, da er die „elende Fahrerei zum Kotten“ in überfüllten, anschluslosen öffentlichen Verkehrsmitteln satt hat. Die Überfülle würde er sich, trotz Ansteckungsgefahr in Grippe- und Erkältungszeiten, ja noch gefallen lassen. Er ist bereit, die Gestellung von Einsatzwagen bei Bus und Bahn dankbar anzuerkennen — aber das Umsteigen! Das Warten auf „seine“ Nummer (die natürlich immer als letzte kommt), das Herumstehen in Nässe und Kälte, in Regen und Wind mit eisigen Füßen und einem vom Kalkulieren: „Schaff’ ich’s noch?“, heißen Kopf... Nein! Er macht es nicht mehr mit. Wenn andere an solchen Halte- und Wartestellen vorübergleiten können, bequem in buntfarbige, blitzende Wagen gebettet, dann kann er das auch. Auf Einspur-Halbheiten wird er sich gar nicht erst einlassen. Das Fahrrad verrostet im Keller, und an die Zeiten, da ein „Maria-Hilfsmotor“ an demselben ihn recht und schlecht vorwärtstrieb, denkt er nicht gern zurück. Mit Motoren muß man umgehen können, und das ist nicht jedermanns Sache. Beim Motorrad — Beiwagen hin, Beiwagen her — hat man kein Dach überm Kopf, und grundsätzlich ist das ein Sport für jüngere Jahrgänge.

Kann ich mir ein Auto leisten?

Die Frage, die für jede Wagenklasse schon früher an dieser Stelle beantwortet worden ist, kalkuliert derjenige, der vom Benzinbazillus infiziert worden ist, nach seiner höchst individuellen Fassung. Steuer, Haftpflicht, „Sonstiges“ läßt er gelten. Abschreibung rechnet er nicht unter Unkosten („Bin ich ein Geschäftsmann? Ich will den Wagen als Hobby haben!“), und den Freund, der mit sorgender Anteilnahme auf

die Garagenmiete hinweist, fertigt er kurz ab: „Brauch’ ich nicht. Ich hab Laternengarage.“

Natürlich hat sich in unseren Betrieben und Büros herumgesprochen, daß man im Volksbildungswerk der IG Metall den Führerschein zu ermäßigter Gebühr erwerben kann. Man wird einer, den heimischen vier Wänden einigermaßen bequem gelegenen Fahrschule zugewiesen und erhält ein Antragsformular, das man ausgefüllt mit Lichtbild und einem Barbetrag von 8,— DM auf der zuständigen Meldestelle abgeben muß. Damit ist der Grundstein für den Führerschein gelegt, und man ist Fahrschüler.

Fasziniert starrt man auf die magnetische Wandtafel, auf der unter den flinken Händen des Fahrlehrers Lämpchen aufglücken, weiß, gelb, grün und rot, kleine Schupos weißbehandschuhte Arme heben, Gebots-, Verbots- und Hinweiszeichen auf gleichwertigen Straßen, Bundesstraßen, Vorfahrtsstraßen und Vorfahrtskreuzungen kleben und Kraftfahrzeuge aller Art, Straßenbahnen, Pferdefuhrwerke und Radfahrer nach geheimnisvollen Regeln umherflitzen.

„Das lerne ich nie!“

sagt man sich, wenn die Arrivierten in der ersten Reihe (die nächste Woche in die Prüfung gehen sollen) mit geschmeidigem Zungenschlag den Wortlaut der Straßenverkehrsordnung und der Straßenverkehrszulassungsordnung, des Straßenverkehrsgesetzes und des Straßenverkehrssicherungsgesetzes wiedergeben, auch nicht verfehlen, auf die im § 315a enthaltenen verschärften Strafbestimmungen (z. B. Trunkenheit, Krankheit, Übermüdung usw.) hinzuweisen. Wie viele von den Verkehrs-

schildern, die „doch in jedem Taschenkalender abgebildet sind“, man nicht kennt, merkt man erst, wenn sie abgefragt werden. D. h., man kennt sie eigentlich doch, man weiß, was sie bedeuten. Aber diesem Wissen den einzig gültigen, prüfungsbeständigen Wortlaut zu geben, das eben ist die Kunst. Der Sachverständige, der die Prüfung abnehmen wird, der dies und das so verlangt, diese und jene Antwort so und nicht anders erwartet, geistert durch jede Fahrschulstunde, die immer etwa anderthalb Stunden dauert und zweimal wöchentlich abgehalten wird. Er fragt natürlich auch nach der Bremsformel, nach dem Unterschied zwischen Eigengewicht und Leergewicht, man muß ihm die hydraulische und die mechanische Bremse erklären können... Also kauft man sich ein Buch, leiht sich noch eins dazu und fängt an zu oxsen.

Wie ein Märchen aus uralten Zeiten klingt demgegenüber, was die alten Fuhrmänner von ihrer Fahrlehrerzeit aus den zwanziger und dreißiger Jahren berichten: Ja, damals ging es tiefer in die Motorenkunde hinein, aber eine zu paukende Wissenschaft des Verkehrs gab es nicht — man war Herr der Straße! Und noch viel märchenhafter mutet die Geschichte an, die eine unserer ersten motorisierten Mitarbeiterinnen bei Erwerb von Führerschein und Auto schildert: Für den Wagen, den sie — einem spontanen Entschluß zufolge — vor dem Führerschein hatte, konnte sie eine von unseren Garagen in der Nähe der Stockheide mieten. Für die Anmeldung in der Fahrschule mußte sie sich, da sie soviel nicht bei sich hatte, das Geld noch pumpen, weil sie keinen Tag mehr warten wollte. Mit den Erfahrungen

ausgerüstet, die sie in den ersten beiden Fahrstunden gesammelt hatte, stürzte sie sich in ihren Wagen, um zu „üben“! Die Genehmigung, Trainingsrunden in der noch wenig bebauten Stockheide zu fahren, hatte sie (es ist, wie gesagt, schon lange her), aber sie kriegte mit ihrer jungen Fahrpraxis den Wagen weder aus der Garage heraus, noch später wieder rein. Also hingte sie sich im Eingang Stockheide ans Werkstelefon und bat — o du gute, goldene alte Zeit! — den Fuhrpark, ihr einen Fahrer zu schicken, der sie und ihr Auto sicher auf die Stockheide brachten, wo sie allabendlich wacker herumkurvte. Wenn sie fertig war, wählte der schmunzelnde Werkschutzmann schon von sich aus die Nummer des Fuhrparks: „Sie schaffen's ja doch nicht!“

Die Notwendigkeit, bei der Prüfung alles richtig zu machen, wird noch viel zwingender, wenn der Prüfer augenzwinkernd sagt: „Hier habe ich den Schlüssel zu Ihrem Wagen. Wenn Sie durchfallen, kriegen Sie ihn von mir nicht!“ Und bei der ersten Fernfahrt im eigenen VW ist es nützlich, die Faustregel des hilfreichen Fahrers beherzigt zu haben: „Immer einen Keilriemen bei sich führen!“ Man darf dieser begeisterten Autofahrerin glauben, daß der Abschied von jenem ersten, natürlich aus zweiter Hand und preiswert und mit Opfern erworbenen Wagen tränen-schwer war, schwerer als von manchem andern später, denn „man hängt doch daran“.

„Jeder hat ein halbes Auto“

überlegten sich, ebenfalls vor Jahren schon, zwei in ganz verschiedenen Betrieben tätige Belegschaftsmitglieder, ein weibliches und ein männliches, „aber jeder hat auch nur die halben Unkosten!“ Das gab den Ausschlag. Anschaffungspreis, Versicherung, Steuer, die ihrer Lage nach beiden passende Garage, alles wurde geteilt. Dann legten sie ein Fahrtenbuch an, in das ein jeder seine Fahrzeiten, seinen Benzinverbrauch, Ölverbrauch, das Abschmieren usw. gewissenhaft eintrug. Am Monatsende wird eine gemeinsame Abrechnung gemacht, in die auch die notwendigen Verschleißreparaturen eingetragen werden und wo jeder dem andern schriftlich Quittung gibt. Sonntags hat man den Wagen abwechselnd. Urlaub verbringt man entweder gemeinsam, oder jeder bekommt den Wagen für drei Wochen.

Zwischen den beiden 50:50-Partnern hat es noch niemals Meinungsverschiedenheiten gegeben. Sie sind sich auch darüber einig, daß „die ganze Erholung vom Sonntag hin ist“, wenn man abends mindestens von Unna an in Schlangen heimwärts kriechen muß. Und bei gemeinsamen Unternehmungen wird der weiblichen Freude am

langsamen Durchfahren malerischer kleiner Dörfer ebenso Rechnung getragen wie dem männlichen Bedürfnis, den Wagen auf der Autobahn mal richtig auszufahren. Im übrigen: Ein geteilter Wagen ist gar keine Seltenheit.

Ein Auto zu dreien

fahren z. B. Familien, die, Vater, Mutter und Sohn, in drei von unseren Betrieben eingesetzt sind und es fertigkriegen, Schichtbeginn und Ende des einzelnen jeweils so zu kalkulieren, daß einer den Wagen zum Werk fährt und einer ihn mit heimnimmt und das dritte, restliche Familienmitglied dazu.

Ein Auto zu viere

benutzen Arbeitskameraden, die weit weg, aber nahe beieinander wohnen. Fahren tut den schnittigen Mercedes derjenige, auf dessen Namen er eingetragen ist. Ob und bis zu welchem Grade sich die „Passagiere“ an den pro hundert Kilometer benötigten Litern beteiligen, bleibt Geschäftsgeheimnis. Es handelt sich hier wohl um eine G.m.g.B.V. (Gesellschaft mit geteiltem Benzin-Verbrauch). Und das ist gut so, denn wenn die drei stillen Teilhaber an diesem Wagen und ebenso stille Teilhaber an anderen Wagen auch noch selber fahren würden, dann hätte unsere Werkschutz-Parkplatzwache vor der Hauptverwaltung noch ein paar Haare weniger, so groß ist die Parkplatznot: „Vor 5 bis 6 Jahren genügten die Boxen hier. Jetzt sind allein auf dem Platz vor der Hauptverwaltung 930 Wagen registriert, von den vollgestopften Seitenstraßen, von angeficktem und zusätzlich beparktem Raum gar nicht zu reden ...“

„Die haubtsache ...“

Als es noch gar nicht losgegangen war mit der Motorisierung der Belegschaft, 1930, stand bereits in „Hütte und Schacht“ eine Plauderei über einen Mann, der viel

Plackerei damit hatte, aus zweiter Hand einen Gelegenheitskauf zu machen, ausmündend in die Pointe: „Ich brauche einen Wagen, der schneller läuft als der Wechsel, mit dem ich ihn bezahle.“

Einer der Sachverständigen, die in Dortmund die Prüfung abnehmen, pflegt beim Überreichen des sauer erworbenen Führerscheins zu sagen: „Ich gebe Ihnen mit diesem Schein eine ‚Mordwaffe‘ in die Hand. Machen Sie vorsichtigsten Gebrauch davon.“

In England kann man hinter einen in Leeds beheimateten Lastwagen geraten, der ein Schild trägt: „Dieser Lastwagen war bisher in acht Zusammenstöße verwickelt. Aus jedem ging er bis soweit fast unbeschädigt als Sieger hervor. Also bitte aufpassen!“

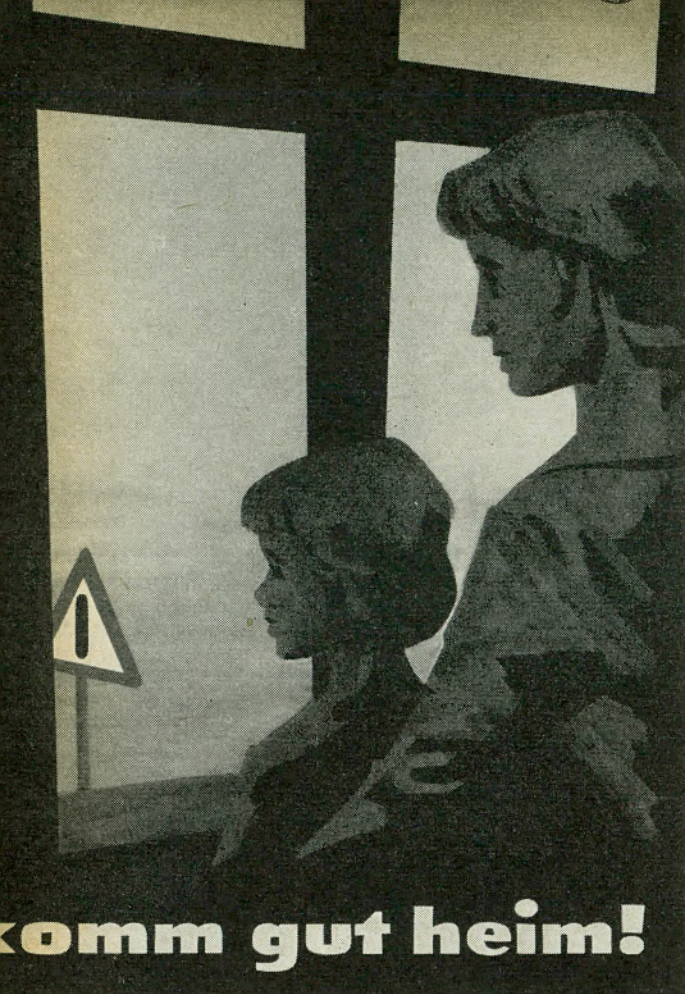
Und „der gefährlichste Kraftfahrer der Woche“ wurde in Washington festgenommen. Er war taub, sah nur noch sehr schwach auf einem Auge und hatte nur ein Bein. Bei der Festnahme erklärte er aufrecht, er habe wegen seiner Körperbehinderung so starke Komplexe, daß er sich nur betrunken ans Steuerrad setzen könne.“

Frühmorgens, wenn der von sieben Uhr an bis in den sinkenden Abend eingespannte Fahrlehrer den ersten Fahrschüler abholt, kann es passieren, daß der, zum zweiten und dritten Male zusammengestaucht, entschuldigend murmelt: „Wissen Sie, Herr Fahrlehrer, ich bin noch nicht ganz da ...“ Erst, wenn er längst wieder seiner Arbeit nachgeht, dämmert es diesem verhinderten „Morgenmenschen“, woran er es hat fehlen lassen, obwohl er die Verkehrsregeln wie am Schnürchen hersagen und auch geräuschlos schalten kann: Er hat den fundamentalen Lehrsatz nicht befolgt, der als Reverenz für den aus dem Sächsischen stammenden Fahrlehrer mundartlich überlebensgroß in der Fahrschule hängt: „Die haubtsache

... bein faren is kukken!“

Rund um die Hütte: Autos, soweit das Auge reicht





Lieber Fahrradbesitzer!

Ihr Fahrrad wurde heute in Zusammenarbeit mit der Polizei geprüft.

Dabei wurden folgende Mängel festgestellt:

Klingel
 Handbremse *defekt!*
 Rücktritt
 Schlußlicht
 Rückstrahler *fehlt!*
 Lampe

Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, diese Mängel umgehend zu beseitigen.

Bewahren Sie sich vor körperlichem und finanziellem Schaden! Schützen Sie Ihr Leben!

Helfen Sie mit, Verkehrsunfälle zu verhüten!

Wir wünschen Ihnen eine gute Fahrt!

Hoesch-Westfalehütte A.G.
Dortmund

Radfahrer!

Es kosten:

1 Fahrradglocke	1,— DM
1 Handbremse	3,— DM
1 Schlußleuchte	1,50 DM
1 Lampe	4,— DM

Ein Verkehrsunfall kommt teuer zu stehen, wenn Sie der Urheber oder das Opfer sind. Es liegt bei Ihnen, billiger davonzukommen! Darum beachten Sie:

Halten Sie Ihr Fahrrad in Ordnung!
 Beachten Sie die Verkehrsvorschriften!
 Fahren Sie vorsichtig und rücksichtsvoll!

So hieß das Motto der diesjährigen Verkehrserziehungswoche. Und wie in jedem Jahr, wurden während dieser Zeit bei uns die Fahrräder, Mopeds und Motorräder in Zusammenarbeit mit der Polizei auf Verkehrssicherheit überprüft. Schon in der Woche vorher wurde durch Lautsprecherpropaganda an den Eingängen auf diese Aktion hingewiesen mit der gleichzeitigen Aufforderung, die Fahrzeuge doch in Ordnung zu bringen.

Also stieg die erste Kontrolle am 8. Mai 1959 und — gewissermaßen der Nachschautermin wie beim Impfen — eine Woche später am 15. Mai eine zweite Überprüfung.

Komm gut heim? Denkste! Wenn man die Fahrräder sieht, die eigentlich nur noch so heißen, aber längst keine mehr sind. Todesmühlen wäre besser. Lassen wir die Zahlen für sich sprechen:

Am 8. Mai wurden kontrolliert:

1055 Fahrräder, davon beanstandet 313 = 29,7%

545 Mopeds, davon beanstandet 94 = 17,2%

236 Motorräder, davon beanstandet 14 = 5,9%.

Das heißt, daß rund ein Drittel aller Fahrradbesitzer und rund ein Fünftel aller Mopedbesitzer, die mit ihren Fahrzeugen zum Werk fahren, keinen Wert darauf legen, „gut heim zu kommen“. Der heutige Verkehr stellt nicht nur größte Anforderungen an den Menschen, sondern ganz bestimmt auch an das Material, vor allem aber an die Bremsen. Und gerade die gaben den meisten Anlaß zu Beanstandungen:

von 313 Fahrrädern hatten 199 defekte Handbremsen = 63,6%

von 94 Mopeds hatten 62 defekte Handbremsen = 66,0%

von 14 Motorrädern hatten 12 defekte Handbremsen = 85,7%.

Ein wahrlich erschreckendes Ergebnis!

421 Kollegen fanden also am 8. Mai einen freundlichen Zettel an ihrem Fahrzeug, der sie auf die bestehenden Mängel aufmerk-

sam machte und ihnen eindringlich vor Augen führte, daß die Kosten für deren Beseitigung in gar keinem Verhältnis zu den möglichen Folgen stehen.

Nützen freundliche Mahnungen? Anscheinend nicht! Betrachten wir uns das Ergebnis des „Nachschautermins“ vom 15. Mai. Kontrolliert wurden:

1231 Fahrräder, beanstandet 390 = 31,7%

624 Mopeds, beanstandet 149 = 23,9%

201 Motorräder, beanstandet 19 = 9,5%.

Der Hauptanteil der Mängel lag auch hier wieder bei den Bremsen:

bei den Fahrrädern machte er 47,2%,

bei den Mopeds machte er 51,0% und

bei den Motorrädern machte er 94,7% aus.

Nachlässigkeit?

Leichtsinn? Wurstigkeit?

Wer weiß es! Jedenfalls handeln die Kollegen unverantwortlich. Nicht nur sich selbst gegenüber; schließlich sind es ja auch ihre eigenen Knochen, die sie zu Markte tragen. Bedenklich aber wird es schon, wenn man sich überlegt, daß ihr unsicheres Fahrzeug erhöhte Möglichkeit eines Wegeunfalls in sich birgt, der wiederum die Unfallkosten für die Hütte erhöht. Wer aber bringt diese Kosten auf? Doch nur wir alle, wir mit unserer Arbeit. Also wird uns von diesen Leuten zugemutet, daß wir alle für ihre Unverantwortlichkeit aufkommen sollen. Höchst unkollegial, nicht wahr?

Übrigens besagt in den allgemeinen

Unfallverhütungsvorschriften

der § 12:

1. Auf dem Wege von und nach der Arbeitsstätte sind die behördlichen und sonstigen Verkehrsvorschriften zu beachten.

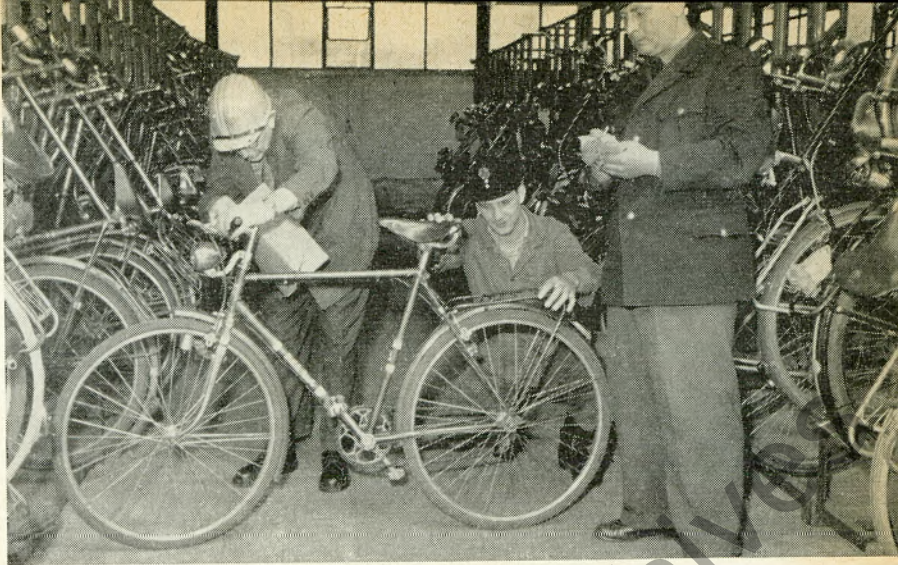
2. Eigene Verkehrsmittel für den Weg nach und von der Arbeitsstätte müssen sich in betriebssicherem Zustand befinden und dürfen nicht mißbräuchlich benutzt werden.

Ja, und dann kommt noch der § 13:

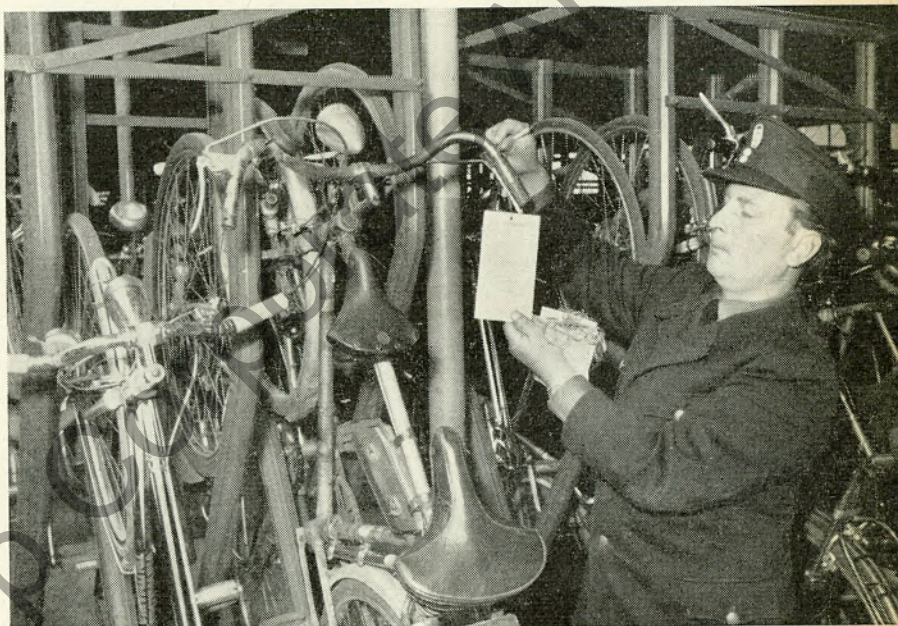
„Versicherte, die den Unfallverhütungsvorschriften zuwiderhandeln, können mit Ordnungsstrafen belegt werden“.

(Bis zu 1000 DM)

Sollte man nicht in unser aller Interesse, wenn die Güte nicht mehr ausreicht...?



Kontrolle der Räder



Da ist ein Mahnzettel fällig

Auch auf derart alten „Schinken“ (links) stürzt man sich in den Straßenverkehr. Rechts eines der relativ wenigen sicheren Räder



AUS UNSERER SOZIALARBEIT

Die Abgänge erfolgten:

- 18 in beiderseitigem Einverständnis
- 16 infolge Krankheit
- 9 infolge Tod
- 10 infolge Pensionierung
- 9 zur Bundeswehr
- 67 aus sonstigen Gründen
- 135 Lehrlinge in die Betriebe
- 37 kaufmännische Lehrlinge und Angestellte

301

Familienstand

Nach dem Stand vom 30. September 1958 beschäftigten wir:

Arbeiter	Mann	%
Ledige	3293	25,8
Verh. ohne Kinder	3479	27,3
Verh. mit 1 Kind	3562	27,9
Verh. mit 2 Kindern	1671	13,1
Verh. mit 3 Kindern	518	4,0
Verh. mit 4 Kindern	159	1,2
Verh. mit 5 und mehr	84	0,7

Angestellte	Mann	%
Ledige	510	25,2
Verh. ohne Kinder	750	37,0
Verh. mit 1 Kind	475	23,4
Verh. mit 2 Kindern	225	11,1
Verh. mit 3 Kindern	58	2,9
Verh. mit 4 Kindern	6	0,3
Verh. mit 5 und mehr	2	0,1

Angestellte

Im Berichtsmonat beschäftigten wir:

1939 Angestellte

70 kaufmännische und technische Lehrlinge,

die sich wie folgt zusammensetzen:

	Anzahl	%
Meister	299	14,9
technische Angestellte	659	32,6
kaufmänn. Angestellte	606	30,3
sonstige Angestellte	31	1,5
	1595	79,3
Frauen	344	17,2
Lehrlinge	70	3,5
	2009	100,0

Auf einen Angestellten entfielen Arbeiter:

- 30. 9. 1958 = 6,3
- 28. 2. 1959 = 6,1
- 31. 3. 1959 = 6,1

Nach Überweisung der ausgelernten 128 Lehrlinge in die Betriebe und infolge Einstellung zusätzlicher Arbeitskräfte hat sich die Zahl der Arbeiterbelegschaft im April gegenüber März um insgesamt 159 erhöht. Die gute Absatzlage auf der Torstahlseite und die Einführung der 3. Schicht in der Feineisenstraße machten eine zusätzliche Einstellung von Arbeitern erforderlich.

Wir beschäftigten am 30. April 1959

	31. März	Differenz
Männer	11 388	11 302 + 86
Frauen	321	322 — 1
ausgest. Kranke	—	—
Arb. f. Fremde	79	95 — 16
Unternehmer-Arb.	90	— + 90
ges. Arbeiter	11 878	11 719 + 159
Praktikanten u. Werkstud.	60	87 — 27
Lehrlinge, gewerbl.	443	428 + 15
	12 381	12 234 + 147
Angestellte	1 969	1 939 + 30
Lehrlinge, kaufm. u. techn.	65	70 — 5
Gesamtbelegschaft	14 415	14 243 + 172

Die Wochenarbeitszeit der Arbeiterbelegschaft betrug nach dem Stichtag vom 30. April 1959:

Std./Woche	Mann	%
78 (Feuerw.)	53	0,4
44	8 133	65,7
42	4 195	33,9
	12 381	100,0

Die durchschnittliche wöchentliche Sollarbeitszeit betrug 43,5 Std. Der Krankenstand ist von 5,2 (März) auf 4,5% abgefallen, während der Urlaubsstand von 4,2 auf 4,3% angestiegen ist.

Zu- und Abgänge der Gesamtbelegschaft

Zugang	473
Abgang	301
	+ 172 gegenüber März

Unterstützungen

An Unterstützungen für ohne Schuld in Not geratene Belegschaftsmitglieder wurden im Februar 13000 DM, im März 14200 DM, im April 16340 DM gezahlt.

Erholungskuren

In Erholungskuren geschickt wurden im Februar 26 Männer und 29 Kinder, im März 70 Männer, 42 Lehrlinge und 16 Kinder, im April 86 Männer und 41 Kinder.

Wohnungen werden gebaut

Am 28. Februar unterhielten wir 207 Werkshäuser mit 1105 Wohnungen. Von den 1122 Hauptmietern und den 34 Mietern der Wohnungsunterkunft Schlägelstraße waren 721 Werksangehörige, 57 Pensionäre, 29 Bergleute und 349 Invaliden, Witwen und Werksfremde.

Am gleichen Tage waren 1186 wohnungsuchende Belegschaftsmitglieder erfaßt, die mehr als drei Jahre bei uns tätig sind.

Im März wurde mit den ersten Arbeiten am neuen Bauabschnitt (8 Eigenheime) in der Franz-Zimmer-Siedlung in Kirchnerne begonnen.

Am Bellwinkelshof (54 Wohnungseinheiten) schreiten die Arbeiten fort.

Die Häuser in der Albert-, Borsig- und Dürener Straße mit insgesamt 56 Wohnungseinheiten sind im Rohbau fertiggestellt.

Unsere Lehrlinge

Von den 120 Prüflingen, die an der diesjährigen Frühjahrsabschlußprüfung der Gruppe „Eisen und Metall“ teilnahmen, wurden folgende Noten erreicht:

Fertigkeitsprüfung		
	Anzahl	%
sehr gut	4	3,3
gut	53	44,2
befriedigend	57	47,5
ausreichend	6	5,0
	120	100,0
Kenntnisprüfung		
	Anzahl	%
sehr gut	4	3,3
gut	45	37,5
befriedigend	56	46,7
ausreichend	15	12,5
	120	100,0

Ferner haben 14 Hüttenjungeleute nach werksseitiger Prüfung ihre Abschlußprüfung bestanden.

Für hüttenmännische Berufe wurde der erste Grundkursus am 11. April 1959 beendet. Mit 25 Teilnehmern läuft seit dem 13. April 1959 ein zweiter Kursus. Mit der Kranführerschulung wurde am 6. April 1959 begonnen. Die praktische und theoretische Unterweisung erfolgt in Gruppen zu je 4 Mann auf Tagesschicht und dauert zwei Wochen.

Von den ausgebildeten Facharbeitern, Anlernlingen, Hüttenjungeleuten usw. wurden 139 an die Betriebe abgegeben.

Eingestellt wurden: 122 Lehr- und Anlernlinge
24 Praktikanten

In Ausbildung befinden sich zur Zeit:

	im 1. Lehrj.	2. Lehrj.	3. Lehrj.	4. Lehrj.	Insges.
Lehrlinge	140	122	104	22	388
Anlernlinge		36	19	1	56
Praktikanten	22	20	3	—	45
	162	178	126	23	489

Unsere Betriebskrankenkasse

Unsere Betriebskrankenkasse hatte bei der Hoesch-Westfalenhütte AG Ende April 17215 Mitglieder. Das entspricht gegenüber dem Monat März einer Zunahme von 158 Personen.

Der Durchschnittskrankenstand betrug im April 4,37% gegenüber März mit 4,99%

Auf Kosten der Betriebskrankenkasse wurden in den Monaten Februar bis April 53 Belegschaftsmitglieder, 50 Familienangehörige und 5 Rentner in Kuren verschickt.

„Die augenblicklich günstige Entwicklung hält weiter an“, erklärt die Betriebskrankenkasse. „Bei gleichbleibendem Krankenstand dürfte mit einigen Überschüssen zu rechnen sein.“

Unser Mädchen für alles

In den Monaten Februar bis April ereigneten sich 134 Brände, die überwiegend unmittelbar durch Handfeuerlöcher unschädlich gemacht werden konnten.

Unsere drei Krankenwagen transportierten in den drei Monaten 1654 Kranke und Verletzte; hierbei wurden rund 22000 Kilometer zurückgelegt.

Die Schulung der Betriebssicherheitsingenieure in der Schulungsstätte der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft in Gelsenkirchen wurde fortgesetzt. Bis jetzt nahmen 34 Betriebssicherheitsingenieure und 12 Betriebsmeister unseres Hüttenwerkes an den Schulungskursen teil.

An den Werkseingängen fanden bei Schichtwechsel Tonbandvorführungen mit Hinweisen auf die Verkehrssicherheitswoche statt.

Unsere offene Tür

In den Monaten Februar bis April besichtigten 1859 Besucher unsere Hütte. Unter ihnen befanden sich 255 Ausländer.

Der tüchtige und zuverlässige Arbeiter achtet stets auf einwandfreies Werkzeug!

Sie wurden freigesprochen

Am 14. Mai erfolgte im Festsaal der Industrie- und Handelskammer zu Dortmund die feierliche Freisprechung unserer Lehrlinge. Anschließend wurden die Prüflinge nebst Gästen aus der Verwaltung und den Betrieben zu einer werksseitigen Lehrabschlussfeier eingeladen, die mit einer Besichtigungsfahrt der Bäder Salzuflen und Oeynhausen verbunden war.

Im Waldhotel „Forsthaus“ in Salzuflen wurden das Mittag- und Abendessen eingenommen und nachmittags Kaffee und Kuchen gereicht. In der Zwischenzeit war Gelegenheit vorhanden, die Kuranlagen der Bäder Salzuflen und Oeynhausen zu besichtigen.

In einer Feierstunde wurden den Prüflingen für die mit „gut“ bzw. „sehr gut“ bestandene Prüfung ein Buch und eine Geldprämie überreicht.

Von den gewerblichen Prüflingen hat mit „sehr gut“ bestanden der Starkstromelektriker Manfred Stämmer.

Mit „gut“ haben bestanden:

die Bauschlosser

Manfred Czaja

Gerhard Mankowski

Günter Neffe

Siegfried Scheebam

Manfred Schlomm

Friedhelm Witomski

die Betriebsschlosser

H.-Günter Künnemeyer

Jürgen Kunze

Bernhard Markhof

Manfred Ruppel



Sie bestanden ihre Prüfung mit der Zensur „gut“

die Dreher

Franz Epkenhaus

Norbert Hohl

Sieghard Jäkel

Peter Kabitzsch

der Maschinenschlosser

Horst Kirchner

die Schmelzschweißer

Franz Bitter

Hans-Peter Grube

Winfried Gutowski

Friedhelm Jonekeit

der Kessel- und Behälterbauer

Horst Pophal

der Schmied Lothar Völler

die Starkstromelektriker

Otto Bornemann

Axel Klemme

Karl-Heinz Reimann

die technischen Zeichner

Uwe-Jeljes Bronsema

Hans Gregor

der Walzwerker

Horst-Wilhelm Müller

der Hochöfner

Jürgen Wiegand

Das Prüfungsergebnis ist recht gut:

47,3 v. H. der Prüflinge hatten in der Fertigungsprüfung und 40,8 v. H. in der Kenntnisprüfung mit „sehr gut“ und „gut“ bestanden.

Von den 33 zu den kaufmännischen Bereichen gehörenden Lehrlingen — einschließlich der erstmals an der gemeinsamen Abschlussfeier teilnehmenden Lehrlinge der Hoesch AG — bestand über ein Drittel die Prüfung mit gut, und zwar:

von den 15 kaufmännischen Lehrlingen

Christa Kons

Doris Lübbert

Gisela Walczak

Siegfried Moser

von den 5 Chemielaboranten-Lehrlingen

Erika Ratajczak

Günter Nolte

der Werkstoffprüferlehrling

Gerda Berndes.

Außerdem bestand 1 Fotografenlehrling die Prüfung.

Von den 11 kaufmännischen Lehrlingen der Hoesch AG bestanden mit gut:

Annegret Simon

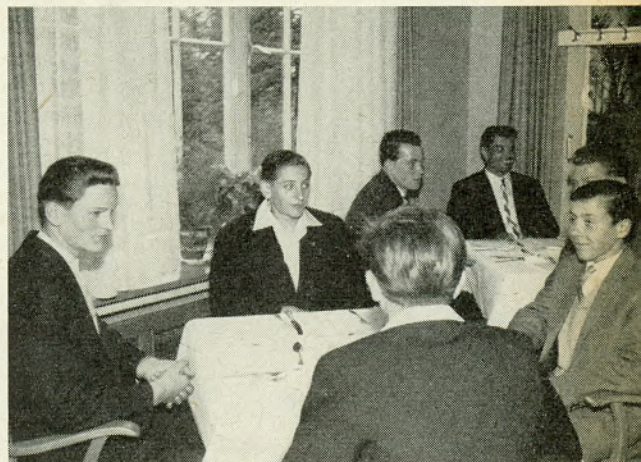
Felix Krause

Richard Süper.

Wir wünschen allen den größten Erfolg im Berufsleben, eine gute Kameradschaft mit den älteren Kolleginnen und Kollegen an ihrem neuen Arbeitsplatz und eine weitgehende Erfüllung ihrer Zukunftshoffnungen.

Manfred Stämmer erreichte als einziger Prüfling die Gesamtnote „sehr gut“. Er wird beglückwünscht von Frl. Feldhausen, Personalabteilung, und Ausbildungsleiter Freund







Heinz Stang

Jahreshauptversammlung unserer Schwerbeschädigten

Ende April fand im Festsaal der Hoesch-Westfalenhütte AG unter dem Vorsitz des Betriebsratsvorsitzenden Albert Pfeiffer die Jahreshauptversammlung der Schwerbeschädigten statt. Schwerbeschädigtenobmann Stang gab für das abgelaufene Geschäftsjahr den Tätigkeitsbericht.

Danach waren am 31. Dezember 1958 auf der Hütte 633 anerkannte Schwerbeschädigte und 70 Zivilbeschädigte ohne Gleichstellung beschäftigt. 14 Kollegen wurden durch Betriebsunfälle zu mehr als 50 Prozent beschädigt.

Innerhalb des Werkes wurden 56 beschädigte Kollegen an einen anderen Arbeitsplatz vermittelt. In den meisten Fällen wurden bessere Arbeitsbedingungen und eine höhere Entlohnung erreicht. Während zu Anfang des Jahres 1958 noch vier Schwerbeschädigte neu eingestellt wurden, konnten in der Zeit der Produktionseinschränkung alle Schwerbeschädigten gehalten werden.

In der anschließenden Vorstandswahl wurde Heinz Stang erneut einstimmig zum Schwerbeschädigtenobmann gewählt. Stellvertreter und Protokollführer wurden die Kollegen Alfred Tauch und Albert Pfeiffer. Zu Ausschußmitgliedern und Schwerbeschädigten-Vertrauensleuten wurden gewählt: Karl Preisung, Lohn und Tarif; Martin Kutschka, Sozialwerkstatt; Walter Niemann, Qualitätsstelle; Heinz Esfeld, E. A.; Gustav Schulte-Körne, Werkschutz;

Heinrich Brück, Konti-Straße Ww.; Hermann Schmitt, Masch.-Abteilung.

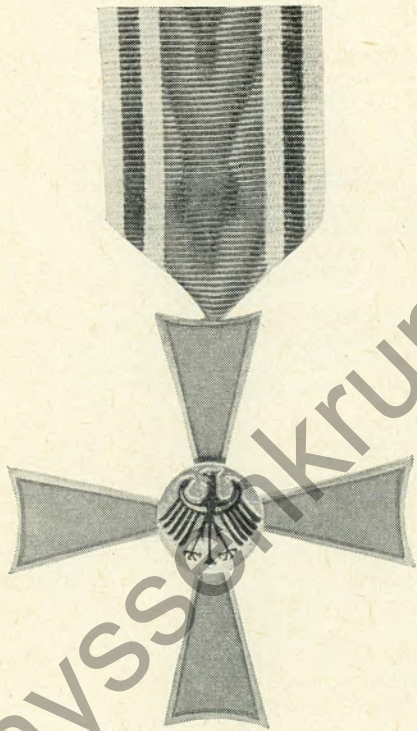
Friedhelm Bothländer, Landesgeschäftsführer des Reichsbundes für Kriegs- und Zivilbeschädigte, Düsseldorf, setzte sich in seinem Referat sowohl mit der Kriegsopterversorgung als auch mit der Neuordnung der Unfallversicherung auseinander. Für die Kriegsoptervorgänger forderte er eine echte Schadensrente unter Fortfall des Bedürftigkeitsprinzips. Die Unfallbeschädigten seien sehr besorgt über die Änderungsvorschläge zur Unfallversicherung. Nach einem Entwurf des Ministers für Arbeit und Sozialordnung sei beabsichtigt, die kleineren Renten bis zu 25 Prozent zu streichen und mit dem fünffachen Jahresbetrag abzufinden. Für den betroffenen Kreis der Unfallbeschädigten sei die beabsichtigte Änderung nicht zumutbar.

Unterstützt unsere Sozialwerkstätten

Ein dringender Appell wurde sowohl an die Anwesenden als auch insbesondere an die gesamte Belegschaft gerichtet, den Kauf der Erzeugnisse unserer Sozialwerkstatt zu fördern. Die dort gefertigten Wäschekörbe, Besen, Bürsten, Handfeger und anderes mehr können in unserer Belegschaftsversorgung Eingang III sehr preiswert gekauft werden. Ein jeder sollte durch den Kauf dieser Waren dazu beitragen, unseren schwerbeschädigten und vor allem unseren blinden Kollegen das Gefühl ihres vollwertigen Arbeitseinsatzes zu stärken.



Stehend von links nach rechts: Ernst Benholz, Anton Held, Wilhelm Dombowski (als Vertreter des Betriebsrats), August Wollers, Dr. Kirchhoff (als Vertreter der Verwaltung), Franz Koll, Heinrich Willmer, Friedrich Mehlaue, Heinrich Köster
Sitzend von links nach rechts: Richard Bartikowski, Bürgermeister Görshop



Verdienstkreuz am Band

Im Rahmen einer Feierstunde im Ratsitzungsaal der Stadt Dortmund überreichte Bürgermeister Görshop 18 Dortmunder Bürgern das vom Bundespräsidenten verliehene Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Unter ihnen befanden sich acht Belegschaftsmitglieder der Hoesch-Westfalenhütte AG, die für ihre 50jährige Betriebszugehörigkeit geehrt wurden.

Ernst Benholz, Bürovorsteher im Kaliberwalzwerk, begann am 26. Juni 1906 in unserer Hütte seine kaufmännische Lehre. Zunächst im Kommissions- und Lohnwesen tätig, kam er schließlich in die Betriebsabrechnung der Kaliberwalzwerke.

Anton Held fing im Alter von 14 Jahren im Baroper Walzwerk an. 1935 begann seine Tätigkeit im damaligen Blechwalzwerk III, dem heutigen Kaltwalzwerk. Hier blieb er bis zu seinem Ausscheiden und war in den letzten Jahren als Vorarbeiter tätig.

August Wollers begann am 8. April 1909 seine Tätigkeit im Thomaswerk. Durch eine Kriegsverletzung im ersten Weltkrieg konnte er seine frühere Arbeit im Martinwerk nicht mehr verrichten. Er wurde Betriebsschlosser und schließlich Vorarbeiter.

Franz Koll begann am nächsten Tag seines letzten Schultages, dem 1. April 1909,

seine Arbeit als „Laufjunge auf dem Platz“. Als Sechzehnjähriger kam er zur Abteilung Eisenbahn und fährt seit 1925 bis heute eine E-Lok.

Heinrich Willmer war seit 1907 bei uns beschäftigt. Nach seiner Lehre als Elektriker und zwei weiteren Gesellenjahren ließ er sich anderswo „den Wind um die Nase wehen“. Doch fand er bald zu uns zurück und ist seitdem mehr als 45 Jahre elektrotechnischer Betriebsmonteur und Kolonnenführer im Martinwerk.

Friedrich Wehlau war seit 1907 zunächst im Labor und anschließend im Blechwalzwerk tätig. Seit 1943 war er 1. Walzer im Breitbandwalzwerk und in den letzten drei Jahren als Versandschreiber tätig.

Heinrich Köster hat als einer der wenigen sein Arbeitsleben von 50 Jahren in der Zurihterei verbracht. Zuerst als Mahljunge tätig, war er später Verladearbeiter, Lagervorarbeiter und Versandschreiber. In den letzten Jahren wurde er wieder als Vorarbeiter eingesetzt, um sich seiner großen Berufserfahrung bedienen zu können.

Richard Bartikowski gehört ebenso zu den wenigen, die seit Beginn ihrer Berufstätigkeit in derselben Abteilung blieben. Er begann als kaufmännischer Lehrling in der Elektrotechnischen Abteilung, deren heutiger Bürovorsteher er ist.

Die neuen Ausschüsse

AUSSCHÜSSE DES BETRIEBSRATS:

Betriebsratsausschuß:

1. Vorsitzender: Pfeiffer, Albert
2. Vorsitzender: Latta, Helmut
Schriftführer: Fige, Wilhelm
Dombowski, Wilhelm
Bröckelmann, Bernhard

Personalausschuß:

Pfeiffer, Albert
Latta, Helmut
Thiesbrummel, Franz

Sozial- und Unterstützungsausschuß:

Adelt, Walter
Erlenhofer, Erich
Hahnke, Emil
Thiesbrummel, Franz

Lehrlingsausschuß:

Pfeiffer, Albert
Latta, Helmut
Fige, Wilhelm

Sportausschuß:

Roggenbach, Horst
Schaffrin, Hans
Büttig, Herbert

Lohnausschuß:

Bröckelmann, Bernhard
Vernholz, Karlheinz
Funke, Georg
Erlenhofer, Erich
Hess, Fritz

Presseausschuß:

Pfeiffer, Albert
Latta, Helmut

Wohnungsausschuß:

Adelt, Walter
Hoffmann, Hermann
Jendhoff, Walter
Stang, Heinz, als Vertreter
der Schwerbeschädigten

Küchenausschuß:

Büttig, Herbert
Wolf, Helmut
Schaffrin, Hans
Thiesbrummel, Franz

Bücherei- und Kulturausschuß:

Büttig, Herbert
Thiesbrummel, Franz
Hahnke, Emil
Reich, Ernst

Ausschuß für Vorschlags- und Verbesserungswesen:

Bröckelmann, Bernhard
Büttig, Herbert
Baukloh, Robert
Wolf, Helmut

Pensionsausschuß:

Pfeiffer, Albert
Dombowski, Wilhelm

Gemeinschaftsausschuß:

Pfeiffer, Albert
Latta, Helmut
Fige, Wilhelm

Schlichtungsstelle bei der Holding: Unfallobmänner:

Pfeiffer, Albert
Kowalski, Karl
Aust, Eduard

Wirtschaftsausschuß:

Pfeiffer, Albert
Latta, Helmut
Fige, Wilhelm
Bröckelmann, Bernhard

Unterstützungseinrichtung Westfalenhütte GmbH:

Pfeiffer, Albert
Latta, Helmut
Erlenhofer, Erich
Thiesbrummel, Franz

Sprechstunden des Wohnungsausschusses

finden einmal im Monat, und zwar an jedem 2. Dienstag, im Hause der Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Parterre, vormittags von 8.00 bis 12.00 Uhr statt.

BEAUFTRAGTE DER VERWALTUNG

Vorstand

Der Vorstand behält sich die Teilnahme an der Besprechung mit jedem einzelnen Ausschuß vor.
In der Regel nimmt der Arbeitsdirektor diese Besprechungen wahr.

Vorstand

Dr. Kirchhoff
Frl. Feldhausen

Steedmann

Frau Winkhaus oder Vertreter
Dr. Kirchhoff

Freund

Wirtz
Dr. Kirchhoff

Berndsen, Heinz

Keuning
Schaefer

Osthoff

Schuy
Antoni
Wilbrink

Vorstand

bzw. seine Beauftragten

Schaefer

Poelk
Frau Winkhaus oder Vertreter

Steedmann

Dr. Klauschenz
Frau Baumgarten
Frau Kelch
Frau Winkhaus

Steedmann

Hoischen
Frl. Walter
Heerhaber, technische Bücherei

Sondermann

Joester
Mikulla
Freund

Vorstand

Dr. Kirchhoff

Vorstand

Arbeitsschutzstelle

Vorstand

bzw. seine Beauftragten

Dr. Kirchhoff

Zill
Steedmann
Frau Winkhaus



Karl Specht (Mitte) im Kreise seiner Vorgesetzten und Mitarbeiter. Links Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, rechts Direktor Wilhelm Stamme

50 Jahre

Karl Specht

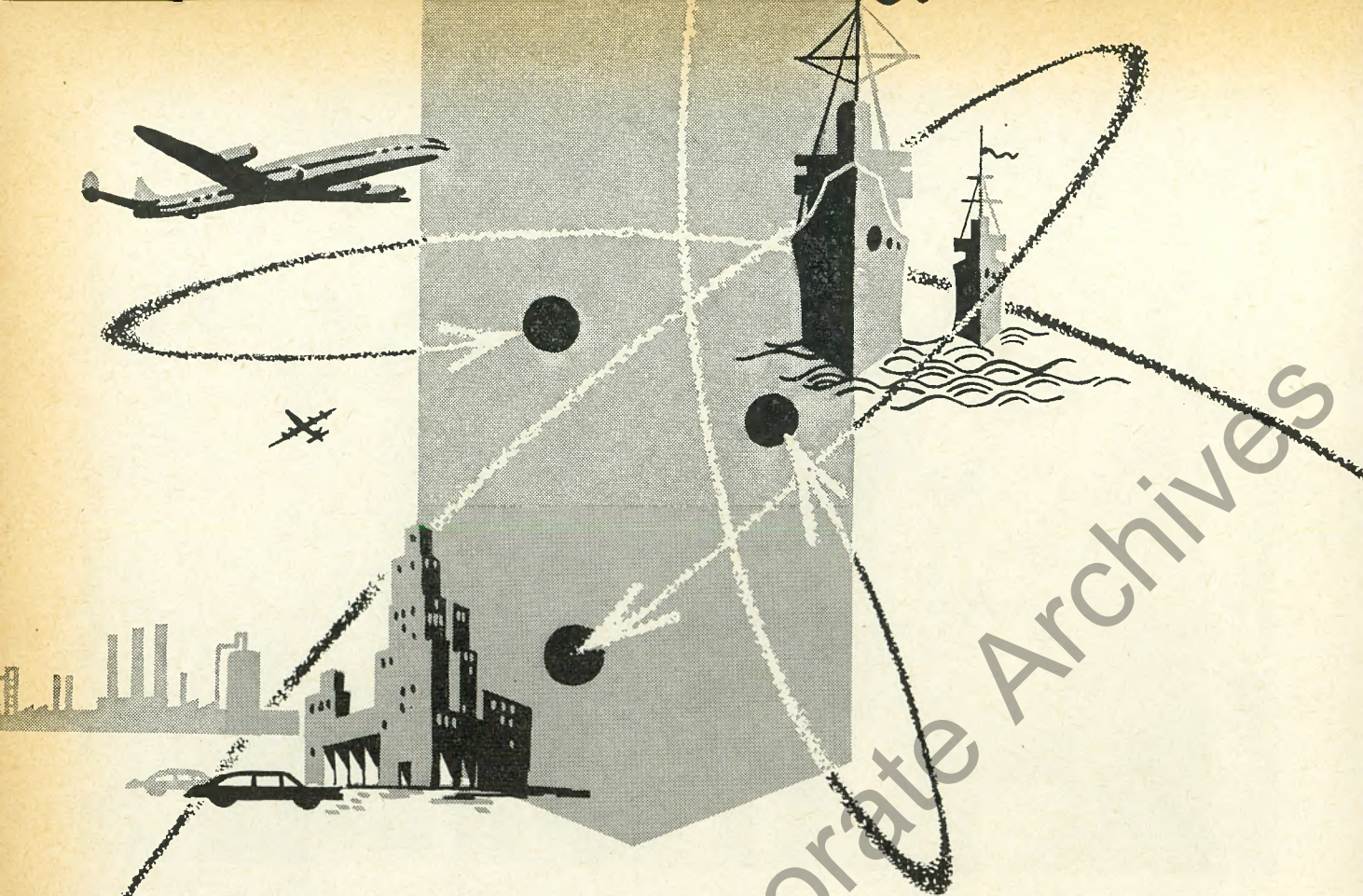
Schon in der dritten Generation sind die Spechts „auf Hoesch“: Großvater Karl Specht war 38 Jahre lang in der Adjustage II, Vater Karl Specht ist jetzt 50 Jahre bei uns, sein Bruder Gustav ist 46 Jahre bei uns tätig, und zwar jetzt als Meister in den Betriebswerkstätten, und von den Söhnen „Vater Karls“ sind Helmut seit 1941, jetzt am Leitstand im Konti-Walzwerk, und Karl seit 1946 im Büro der Maschinenabteilung beschäftigt. Sie alle verkörpern ein gutes Stück Hoesch-Tradition.

Karl Specht, der am 22. Mai sein goldenes Jubiläum beging, wurde am 23. Mai 1895 in Dortmund geboren. An seinem Geburtstage 1909 trat er als Lehrling in unser Walzwerksbüro ein und besuchte „nebenbei“ Abendlehrgänge der Kaufmännischen Fortbildungsschule. Im Juni 1913 ging er ins Hammerwerk. Von 1915 bis 1918 war er Weltkriegsteilnehmer, um nach Kriegsschluß ins Hammerwerk zurückzukehren. Im Jahre 1937 beauftragte man ihn, der eine schwere Operation hatte überstehen müssen, nicht zuletzt auch wegen seiner Zuverlässigkeit und Korrektheit, als Werkstattschreiber und Schichtenbuchführer. Im Oktober 1941 wurde er in das Angestelltenverhältnis übernommen.

Nach Stilllegung des Preß- und Hammerwerkes im Oktober 1955 wurde er der Hauptverwaltung und hier der Hauptregistratur zugeteilt. In einer würdigen Feierstunde wurden ihm, der wegen seines offenen und kameradschaftlichen Wesens und seiner steten Pflichttreue hochgeschätzt ist, von seinen Vorgesetzten und Mitarbeitern viele Ehrungen zuteil.

Sein Hobby? Nun, er geht gern und viel spazieren. Das ist nicht aufregend. Aufregender ist schon sein Hobby Rätsellösen. Aber auch da hält Karl Specht es mit der Ruhe und — notfalls mit einem Lexikon.

Mögen ihm diese Ruhe und Beschaulichkeit noch viele Jahre beschert sein.



Gute Ideen sind Treffer ins Schwarze

Heute halten schon unsere Kinder Automobile und Flugzeuge für ebenso selbstverständlich wie den Rundfunkempfänger, der uns morgens zwischen zwei Musikstücken die Zeit ansagt. Das ist in Ordnung — aber es war nicht immer so. Viele Ideen waren notwendig, bis unsere Industrie Kühlschränke und andere Haushaltsmaschinen so wirtschaftlich herstellte, daß Millionen sie sich anschaffen können. Aber der technische Fortschritt drängt weiter. Einfallsreiche Köpfe, Menschen mit Ideen werden überall gesucht, ganz gleich, ob es sich um den Kohlenbergbau, um ein Automobilwerk, eine Gummifabrik oder einen Textilbetrieb handelt. Das dürfen wir auch in Zeiten sozialer Sicherheit nicht vergessen. Höhere Produktivität mit weniger Kraftaufwand — das bedeutet: Mehr Ideen als gestern und vorgestern! Weniger Unfälle und größere Sicherheit am Arbeitsplatz — das heißt: Wir müssen uns intensiver den Kopf darüber zerbrechen, wie sich dieses Ziel erreichen läßt! Wir — das sind wir alle, nicht nur die Ingenieure in den Konstruktionsbüros und die Angestellten in der Verwaltung. Im Wettbewerb der Ideen gibt es keine Gruppen, die ausgesperrt sind. Das Vorschlagswesen bietet jedem die Chance, mitzumachen und sich durch brauchbare Ideen eine gute Prämie zu verdienen.

Daran denken - mitmachen - und andere überzeugen!

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Josef Weber, Drahtverfeinerung, und Walter Blücher, Steinfabrik, erhielten für Rettung aus Unfallgefahr eine Belohnung vom Werk.

Heinz Büth, Lehrwerkstatt: Der Vorschlag, die Handhebel an den Blechscheren durch einen Knebel festzustellen, wurde ausgeführt. Es ist jetzt nicht mehr möglich, daß ein Hebel herunterschlägt und dadurch Unfälle hervorgerufen werden.

Franz Kaesler, Maschinenabteilung Walzwerk I/III: Die vorgeschlagenen Änderungen, die Unfälle beim Auswechseln der Explosionsscheiben am Kippofen Walzwerk I vermeiden sollen, konnten durchgeführt werden. Es ist zu hoffen, daß an dieser Stelle in Zukunft Unfälle vermieden werden können.

Werner Theis, Maschinenabteilung Stahlwerke: Die Änderung der Umstellsteuerung an SM-Öfen 21 und 23 durch Verbindung der Druckminderventile soll ausgeführt werden. Hierdurch soll vermieden werden, daß bei defekten Ventilen der volle Luftdruck auf die Membranventile drückt und somit die Gummimembrane zerreißt und die Ventilbrücke zu Bruch geht.

Siegfried Hertelt, Hochofen: Die vorgeschlagene Vorrichtung zum Abdämmen der Schlacke in die Fuchsrinnen der Hochofen ist gut und wird eingebaut. Hierdurch ist es einfach, die Schlacke vom Roheisen zu trennen.

Rudolf Eidhoff und Hans Sasse, Mech. Werkstatt: Durch die mittels Fuß zu bedienende Drehvorrichtung für die Auftragsschweißung bei Laufrädern wird das Arbeiten für den Schweißer wesentlich leichter und sicherer, da er nicht mehr wie früher um das Werkstück mit einer Schweißvorrichtung herumzulaufen braucht, sondern jetzt auf seinem Arbeitsplatz stehenbleiben kann und dafür das Werkstück gedreht wird.

Jubilare Juni 1959

40

HEINRICH SCHULTE
Kaliberwalzwerke
KONSTANTIN BORKMANN
Thomaswerk
WILHELM HEGEL
Kaltwalzwerk
GEORG SONDERMANN
SM-Stahlwerk I/II
FRANZ PEKOWSKI
Hochofen
HEINRICH BERGHAUS
Kaliberwalzwerke
FRANZ KAESLER
Maschinenabteilung
KARL HORENKAMP
Einkauf
VIKTOR SCHIMANSKI
Kaltwalzwerk
EWALD FISCHER
Eisenbahnbetrieb
JOSEF BARANEK
Werksaufsicht
PAUL SCHIFFMANN
Maschinenabteilung
WILHELM STROTMANN
Reserveteil-Lagerhaltung

25

HEINRICH MOST
Bauhof
HEINRICH SCHRADER
Energiewirtschaft
GUSTAV HERLINGHAUS
SM-Stahlwerk I/II
WILHELM DITZ
Kaltwalzwerk
HELMUT PLATZ
Maschinenabteilung
FRANZ POHLMANN
Mechanische Werkstätten
MARTHA RADIG
Hausverwaltung
WILHELM RETHAGE
Belegschaftsversorgung
WILLI KORNATZKI
Qualitätsstelle
HERMANN MÖLLER
Einkauf
JOSEF SCHÄFERS
Allgemeiner Fahrbetrieb

Verdienstvolle Mitarbeiter

Konrad Telke, Maschinenabteilung Feinwalzwerk: Die vorgeschlagene Drahtführung an der Streckmaschine II in der Zurichterei Walzwerk VIII hat sich gut bewährt. Hierdurch kann der Draht jetzt nicht mehr über die Ablaufrollen hinweg auf den Boden schlagen. Weiterhin ist ein Unfall durch das schlagende Drahtende weitgehendst ausgeschlossen.

Otto Juetke, Drahtverfeinerung: Durch den Ersatz der vier Schloßschrauben durch Bolzen an der Krebsanlage 1c in der Verzinkerei der Drahtverfeinerung wird der Umbau der Scheiben wesentlich erleichtert. Die Einrichtung ist schon umgebaut und hat sich bewährt. Beim Wechseln der Scheiben wird jetzt Zeit gespart. Außerdem werden die mit dem Wechsel betreuten Leute nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, mit der Salzsäure und mit dem Kohlenstaub so stark in Berührung zu kommen wie bisher.

Franz Fächtnerschnieder, Elektrotechnische Abteilung: Die Schnell-Wähleinrichtung „Namentaster“ soll nach Rücksprache mit der EWS im Meßhaus der Hochofenanlage eingebaut werden. Hierdurch soll dem Diensthabenden im Meßhaus das viele Telefonieren erleichtert werden, und zwar dadurch, daß er die etwa 50 bis 60 Telefonnummern, die er täglich mehrere Male anrufen muß, nicht mehr zu wählen braucht, sondern durch einen Druck auf eine Namenstaste sofort den Anschluß erhält. Hierdurch wird viel Zeit gespart, was bei den wichtigen Aufgaben des Diensthabenden äußerst dringlich ist.

Walter Ruhmhofer, Schwellenschweißerei: Durch die Anbringung von zwei Fangarmen an den Gleitrohren der Drahtgruben, die für die automatischen Tortahlverwindemaschinen in der Schwellenschweißerei benötigt werden, ist das Abwickeln der aneinandergeschweißten Drahtringe jetzt wesentlich störungsfreier geworden. Ein Hochreißen mehrerer Drahtschlingen gleichzeitig kommt jetzt nicht mehr vor. Die Maschinen können störungsfrei arbeiten.



Unsere offene
TÜR



30 Italiener als Gäste der Sozialen Forschungsstelle

Wir besichtigten die Hütte

Wir Bundesbahnschlosserlehrlinge aus Münster und Gronau fuhren nach Dortmund, um die Westfalenhütte zu besichtigen. Wir wollten uns einmal die Stahlerzeugung praktisch ansehen. Nach einer freundlichen Begrüßung wurde uns kurz der Werdegang vom Erz zum fertigen Produkt gezeigt. Um besser erklären zu können, teilten uns die Führer des Werkes in vier kleine Gruppen auf. Nachdem wir einen Schutzhelm empfangen hatten, führte man uns in das Werk hinein.

Unser erstes Ziel war der Hochofen. Er machte auf mich zuerst einen verwirrenden Eindruck. Ich habe nicht gedacht, daß der Hochofen mit seinem Gestell so groß sein würde. Nachher erfuhr ich, daß die Westfalenhütte den größten Hochofen in Europa hat. Wir hatten Glück, denn gerade, als wir zum Hochofen kamen, fand ein Abstich statt. Die flüssige, glühende Schlacke hatte aufgehört, aus dem Schlackenabstich zu laufen, und das Roheisenabstichloch wurde geöffnet. Ein weißer Strahl schoß aus dem

Loch funkensprühend heraus und lief durch einen Sandgraben in einen Kübelbehälter. Neben dem Roheisen wird auch noch Gichtgas aus dem Hochofen gewonnen. Es wird in großen Rohren zu den Gasreinigungsanstalten geleitet. Das gesäuberte Gas treibt dann im Maschinenhaus die großen Kompressoren an. Der gewonnene Wind wird im Winderhitzer, in den wir auch hineinsehen konnten, auf 700—800° C erhitzt. Der heiße Wind wird in den Hochofen geblasen, um die Verbrennung zu fördern.

Einige der 42 Studenten aus dem Hamannstift Münster / Westf.



Nach der Besichtigung der Maschinenhäuser verfolgten wir weiter den Weg der Stahlgewinnung. Das Roheisen wurde vom Hochofen zum Roheisenmischer gebracht, wo das Roheisen von allen Hochöfen des Werkes gesammelt wird. Vom Roheisenmischer wird das Roheisen nach Bedarf zur Weiterverarbeitung abgeholt.

Unser nächstes Ziel war das Siemens-Martin-Werk. In den Siemens-Martin-Ofen kommen flüssiges Roheisen und Stahlschrott hinein. Durch Gasheizung wird in diesem Ofen eine Temperatur von rund 2000° C erzielt. Mittels eines blauen Glases konnten wir in den Ofen hineinsehen. Das flüssige Eisen sprudelte und kochte. Das Produkt des Siemens-Martin-Ofens nennt man Siemens-Martin-Stahl oder Flußstahl.

Ein weiteres Stahlerzeugungsverfahren ist das Thomasverfahren. Der Unterschied zwischen Siemens-Martin- und Thomasverfahren besteht darin, daß das zuerst genannte ein Herdfrischvorgang und das andere ein Windfrischprozeß ist. Als wir

zur Thomasbirne kamen, befand sie sich gerade im gekippten Zustand. Zuerst wurde etwas Kalk zur Schlackenbildung hineingeworfen, dann brachte ein Kran einen Kübelbehälter Roheisen, der in die gekippte Birne hineingegossen wurde.

Danach begann der Frischprozeß. Die Birne drehte sich in die senkrechte Lage und Wind wurde durch die sich am Boden befindenden Düsen geblasen. Die verbrannten Kohlenstoff- und Eisenteilchen bildeten eine rostbraune Rauchfahne. Nach sechs Minuten färbte sich die Rauchfahne hellgelb, denn es wurde stark mit Sauerstoff angereicherte Luft durch die Düsen gepreßt.

Der Sauerstoff setzt die Prozeßdauer gewaltig herunter. Der sogenannte Thomasstahl wurde in einen Behälter geschüttet und danach in Kokillen, große viereckige Formen, gegossen. Die großen, glühenden Blöcke wanderten in das Walzwerk. Die gewaltigen Walzen bearbeiteten den Stahlblock so lange, bis aus ihm eine glühende Schlange Formstahl wurde, die über die Walzstraße sauste, um dann auf die gewünschte Länge abgeschnitten zu werden. Das Walzwerk war für unsere Besichtigung die letzte Station. Zum Schluß lud uns das Werk freundlicherweise zu einem guten Mittagessen ein, das uns, nachdem wir so viel gesehen hatten, hervorragend geschmeckt hat.

Wir müssen wirklich der Leitung der Westfalenhütte und den Herren, die uns so gut geführt haben, dankbar sein. Sie haben es uns ermöglicht, die Stahlgewinnung, die wir in unseren Lehrjahren oft theoretisch durchgenommen haben, einmal richtig praktisch zu sehen. Wir haben dadurch viel Neues gelernt und unser Wissen stark gefestigt.

Erich Zoder
Schlosserlehrling im
Bundesbahn-Maschinenamt Münster



Eine Gruppe der 40 Primaner aus Lüdenscheld

In den letzten vier Wochen besuchten uns: 7 Betriebsräte der Firma Dörken AG, Gevelsberg; 50 Lehrlinge der Firma Orenstein-Koppel, Dortmund; 14 Doktoranden des Chem. Instituts Marburg; 50 Studenten aus Münster; 40 Schüler der Berufsschule Kassel; 50 Lehrlinge der Firma Orenstein-Koppel, Dortmund; 8 Skandinavier; 25 Italiener; 5 Angestellte der Firma Mosecker, Lingen/Ems; 20 Ärzte und Juristen aus Castrop-Rauxel; 36 Mechanikerlehrlinge der Berufsschule Köln; 105 Formermeister vom Deutschen Formermeisterbund Dortmund; 15 Studenten aus Heidelberg; 30 Herren aus Bad Oeynhausen; 4 Fran-

zosen; 6 Mitarbeiter der Geschäftsstelle Hannover; 40 Primaner aus Lüdenscheld; 42 Studenten des Hamannstiftes Münster; 6 Mitarbeiter der Geschäftsstelle Hannover; 30 Italiener; 30 Studenten der Bauschule Hamburg; 20 Studenten; 32 ausländische Studenten; 18 Schülerinnen der Sarepta-Schule Bethel bei Bielefeld; 20 Landwirte des Ortsvereins Dortmund-Sölde; 30 Schüler der Wilhelm-Raabe-Schule Bremerhaven; 25 holländische Studenten; 20 kaufmännische Lehrlinge der Benteler-Werke, Bielefeld; 20 Teilnehmer am Volksbildungswerk Frankfurt und 35 Schüler des Missionshauses St. Michel Steyl (Holland).

Der Westdeutsche Rundfunk besuchte unsere Sozialwerkstätten. Hier Funkreporter Rolf Buttler (zweiter von rechts) im Gespräch mit (von rechts) Betriebschef Freund, Obermeister Müller und Heinz Stang



Sie heiratet

Erhält sie Geld von der Angestelltenversicherung zurück?

Sie wird heiraten. Kein Wunder bei ihrem guten Aussehen und temperamentvollen Wesen. Sie gibt also am nächsten Monatsende ihre Arbeit auf und fragt, ob sie die in die Angestelltenversicherung eingezahlten Beiträge zurückerhält? Eine freiwillige Weiterversicherung wird von ihrem „Zukünftigen“ als überflüssig betrachtet. Er ist nämlich Beamter. Andererseits müßte sie im Falle einer Weiterversicherung vorsichtshalber jährlich neun Beitragsmarken zu je 14 DM (Mindestbetrag) kleben, damit sie nicht Gefahr läuft, später eine Rente zu erhalten, die nur ein Drittel oder ein Viertel auf Grund des neuen Rentenrechts ausmache. Mit der Zurückhaltung der eingezahlten Beiträge sieht das nun so aus: Normalerweise zahlt jeder versicherungspflichtige Angestellte und auch Arbeiter Beiträge, um in einem Erwerbs- oder Berufsunfähigkeitsfall eine Rente zu erhalten. Jederzeit könnte ein solcher Fall eintreten. Tritt er ein, müßte die Versicherung eine Rente zahlen, obwohl die eingezahlten Beiträge dafür keineswegs ausreichen. Jede Versicherung ist also eine Risikoversicherung. Tritt das Risiko nicht ein — also eine vorzeitige Erwerbs- oder Berufsunfähigkeit —, können die eingezahlten Beiträge nicht zurückgefordert werden.

Trotzdem zahlt die Angestelltenversicherung an die Heiratende eine bestimmte Summe zurück. Sie muß innerhalb von drei Jahren nach ihrer Heirat — das gilt für alle Heiratsfälle nach dem 31. Dezember 1956 — einen Antrag auf Erstattung von Beitragszahlungen stellen. Sie erhält die Hälfte der seit dem 20. Juni 1948 eingezahlten Beiträge zurück. Beiträge für die Höhrversicherung werden voll erstattet. Das also erhält sie, wenn sie a) heiratet und b) auf einen eigenen Rechtsanspruch für eine Rente verzichtet.

Tabu

Die Erde ist klein geworden. Düsenflugzeuge jagen mit Überschallgeschwindigkeit von Kontinent zu Kontinent. Was früher wagemutige Reisen von Wochen bedeutete, das ist heute nur noch ein Katzensprung. Mittags ißt man in London, das Frühstück nimmt man bereits in New York ein.

Die Welt ist eng geworden. Geburtenüberschüsse in allen Ländern. Ganze Völkerwanderungen als Folge von Krieg und Politik — überall drängen die Menschen immer näher, immer dichter zusammen. Dies alles und die Hast des

Wir kommentieren und glossieren

Intelligenz entscheidet

Der Frage eines guten und ausreichenden technischen Nachwuchses gilt die stete Sorge weiter Wirtschaftskreise. Nicht nur in Deutschland, auch in anderen Ländern sieht man dieses Problem in seiner folgeschweren Bedeutung, und man ist bemüht, alle zur Verfügung stehenden Maßnahmen zu ergreifen, um dem steigenden Bedarf an Technikern und Naturwissenschaftlern gerecht zu werden.

In der jüngsten Vergangenheit ist zwischen den wirtschaftlich und strategisch führenden Nationen ein stiller Wettstreit um die besten und fähigsten Ingenieure und Wissenschaftler entbrannt. Und die Ereignisse der letzten Zeit haben der Welt die Überzeugung gebracht, daß die Überlegenheit eines Volkes nicht mehr so sehr auf seinen physischen Kräften, sondern auf seiner Intelligenz beruht.

Vor einiger Zeit, so berichtet das Rationalisierungs-Kuratorium der deutschen Wirtschaft (RKW), veröffentlichte der Gemeinsame Atomenergieausschuß einen offiziellen Bericht über das Potential an Ingenieuren und Wissenschaftlern in Nordamerika, Westeuropa und der Sowjetunion. Das Ergebnis ist für die USA nahezu bestürzend. Diese Statistik ist alles andere, als dazu geeignet, die USA für die auf dem Gebiet der Wissenschaft und Technik führende Nation zu halten. Sie ist vielmehr ein Alarmzeichen zur Inangriffnahme wirksamer Sofortmaßnahmen, um das Niveau wieder zu heben.

50% der high schools lehren keine Physik

Die Sowjetunion besaß im Jahr 1954 etwa 540 000 Ingenieure und 160 000 Wissenschaftler. Die USA verfügten zur gleichen Zeit über 700 000 bis 750 000 tätige Wissenschaftler und Ingenieure. Während aber in den USA von 1900 bis 1950 die Zahl der Techniker und Wissenschaftler doppelt so schnell wie die Bevölkerung zunahm, ist seit 1950 ein wesentlicher Rückgang der Studierenden zu bemerken. 1950 wurden in den USA noch 52 732 technische Diplome vergeben, 1954 waren es dagegen nur noch 22 236. Die Zahl der naturwissenschaftlichen Diplome betrug 1950 noch 61 000, im Jahr 1954 nur 31 168. Trotz der Bevölkerungszunahme und dem größeren Schwergewicht von Forschung und Technik verringerte sich die Zahl der ausgebildeten Ingenieure demnach um mehr als die Hälfte.

Ganz anders ist die Lage in der Sowjetunion. 1950 wurden 28 000 Ingenieur-Diplome vergeben, 1954 53 000 und 1955 sogar 63 000. Über die letzten fünf Jahre gesehen: USA 142 000, Sowjetunion 216 000. Nach zuverlässiger Schätzung wird die Sowjetunion im Zeitraum von 1950 bis 1960 rund 1,2 Mill. Ingenieure und Wissenschaftler ausgebildet haben. Demgegenüber dürften nur 900 000 Amerikaner stehen.

Es wäre falsch, sich überheblicherweise der Hoffnung hinzugeben, daß die Ausbildung in der Sowjetunion qualitativ der in den USA unterlegen sei. Das Studium in der Sowjetunion ist länger, umfassender, und die Studenten bringen mit den naturwissenschaftlichen und mathematischen Vorkenntnissen ein besseres Rüstzeug mit als die Immatrikulierten in den USA. In der Hochschulausbildung der Sowjetunion wird den naturwissenschaftlichen Fächern besondere Bedeutung zugemessen. Mehr als die Hälfte aller Studenten wählen Naturwissenschaften und Mathematik gegenüber nur einem Fünftel in den USA. Bei den Dokortiteln steht das Verhältnis in der Sowjetunion 3:1 zugunsten der technischen und naturwissenschaftlichen Fächer — in den USA gerade umgekehrt, nämlich 1:3.

Bedenkt man, daß der Jahresbedarf an Ingenieuren in den USA bei 35 000 bis 50 000 liegt und lediglich 22 000 neue Ingenieure die Hochschulen verließen, so fragt man mit Recht, warum es den Amerikanern nicht gelingt, die erforderliche Anzahl an Nachwuchs zu stellen.

Die Einwände der Sachverständigen richten sich insbesondere gegen das Schul- und Erziehungswesen. Die Ausbildung der Grundschulen und höheren Schulen, so wird in den USA von fachlicher Seite betont, ist oberflächlich, in zunehmendem Maße anspruchsloser. Um die Jahrhundertwende nahm jeder 5. Schüler der high school am Physikunterricht teil, heute nur noch jeder 25. An Stelle der Grundfächer Mathematik und Naturwissenschaften sind Wahlfächer getreten, die niemals eine ausreichende Grundlage für den erfolgreichen Besuch eines College bieten. Die Hälfte aller high schools lehren heute keine Physik, ein Viertel weder Physik noch Chemie, ebenfalls ein Viertel der high schools gibt nur beschränkten oder überhaupt keinen Fremdsprachenunterricht.

Es würde zu weit führen, die Gründe bis in ihre Einzelheiten für das mangelnde Interesse der amerikanischen Studenten an technischen und naturwissenschaftlichen Fächern zu untersuchen. Zum Teil haben andere Lehrprogramme als „fortschrittliche Erziehungsidee“ die klassischen Fächer vom Lehrplan der Colleges verdrängt. So wird von gewissen Erziehern das „Life Adjustment“ auf Kosten der rein intellektuellen Ausbildung praktiziert. Ein nicht zu übersehendes weiteres Argument ist der Mangel an Professoren, vor allem an guten Lehrkräften. Inwieweit es zutrifft, daß die Professoren die Lehrstühle wegen der attraktiven Gehälter der Industrie verlassen haben, soll nicht untersucht werden; die Statistiken zeigen unbestechlich das Versagen der Grundausbildung auf den elementary und den high schools. Diese Lehranstalten verstehen es offenbar nicht, das Interesse ihrer Schüler für die Technik wachzurufen oder zu fördern, ganz zu schweigen von einer systematischen Vorbereitung auf diese Laufbahnen. Im Jahre 1950 waren es 25 % aller Absolventen, die Technik und Naturwissenschaften studierten, 1954 nur noch 18 %, für 1960 rechnet man mit einem weiteren Rückgang auf 14 %.

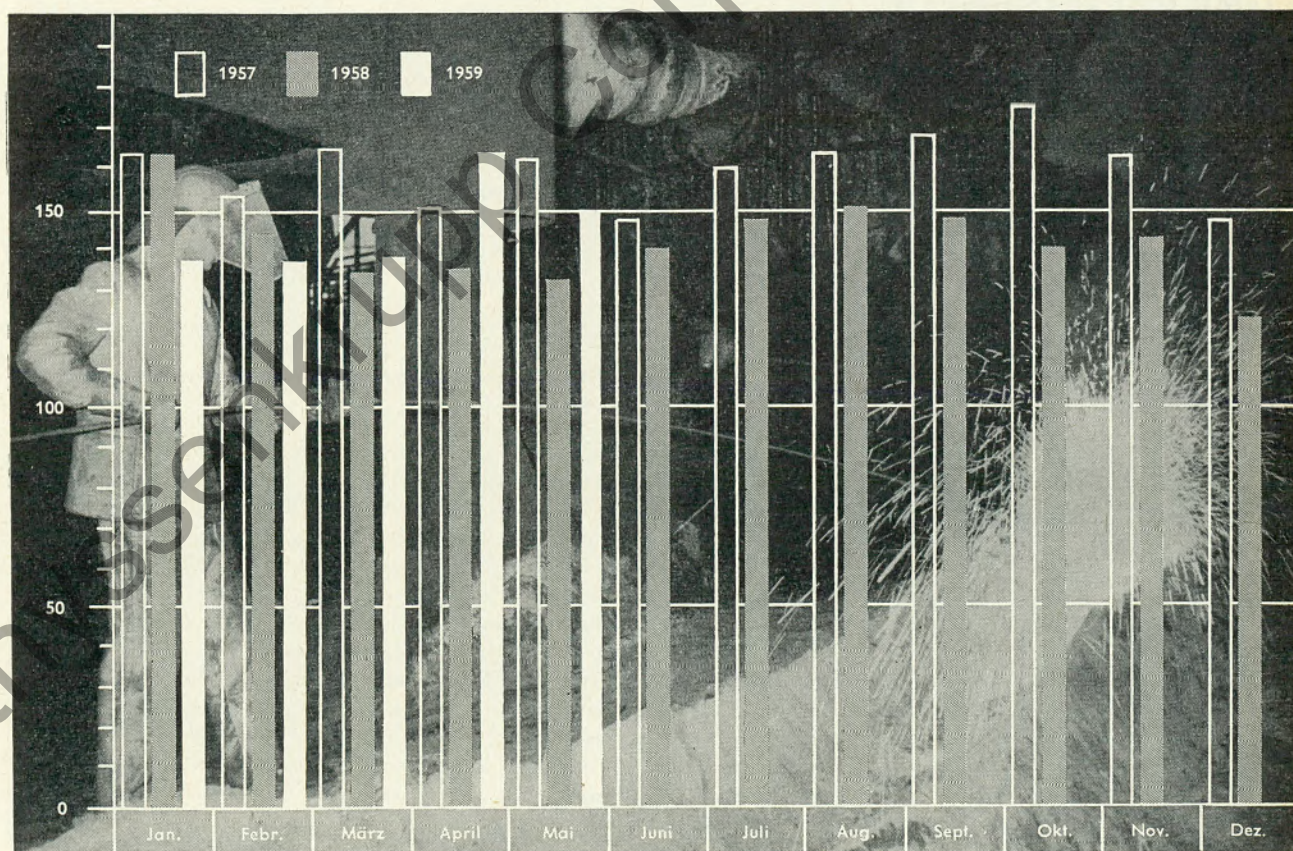
Wenn in den vorliegenden Betrachtungen zweifellos nur die negativen Ergebnisse des Erziehungs- und Ausbildungswesens in den USA konzentriert wurden, so geschah das einerseits, um die Sorgen der verantwortlichen Kreise für Erziehungswesen und der Industriellen einmal nachzuzeichnen, andererseits um darauf hinzuweisen, daß der Niedergang des Schulwesens und die gegenwärtige bedrohliche Situation auf dem technischen und naturwissenschaftlichen Arbeitsmarkt der USA nicht nur für die USA allein, sondern für die gesamte westliche Welt ein nicht zu unterschätzendes Alarmzeichen darstellt.

Der Direktor der US-Central Intelligence Agency gab folgende warnende Prophezeiung: „Wenn wir nicht unverzüglich Maßnahmen zur Erhöhung unseres technischen und naturwissenschaftlichen Geistespotentials ergreifen, dann hat uns die Sowjetunion in dem nächsten Jahrzehnt auf den Schlüsselgebieten der Technik und der Wissenschaften überrundet.“

Alltags, der Wettbewerb und Existenzkampf, der unsinnige Wunsch nach mehr, nach Auto, Kühlschrank und Fernsehgerät hat unser Leben unruhig gemacht. Unser „Ich“ kann nicht mehr „ich“ sein — wir haben keine Zeit und keinen Raum mehr, wir selbst zu sein!

Wir haben uns selbst aufgegeben. Wir lassen uns zermürben und — reiben andere auf. Friede und Ruhe sind uns fremd geworden, weil wir eines verlernt, vergessen haben: uns selbst und den anderen das Recht auf ein eigenes Leben zuzugestehen. Und währte dieses ur-eigene Denken, Wollen und Handeln nur wenige Minuten am Tage! Lassen wir doch dem Nachbarn, der Frau, dem Kollegen oder Onkel innerlich und äußerlich ein Plätzchen, an dem sie für sich allein das tun und lassen können, was sie möchten. An dem sie „ich“ sein und sich wohl fühlen können. Lassen wir ihnen etwas, das für sie „tabu“ ist. Und sei dieses für andere „Unantastbare“ ein Hobby, eine politische Überzeugung, Familienangelegenheiten, die feierabendliche Arbeit im Garten, das Skatspiel, die stille Stunde mit einem Buch oder ein einsamer Spaziergang. Man muß und soll nicht alles von den anderen wissen, kontrollieren oder kritisieren wollen!

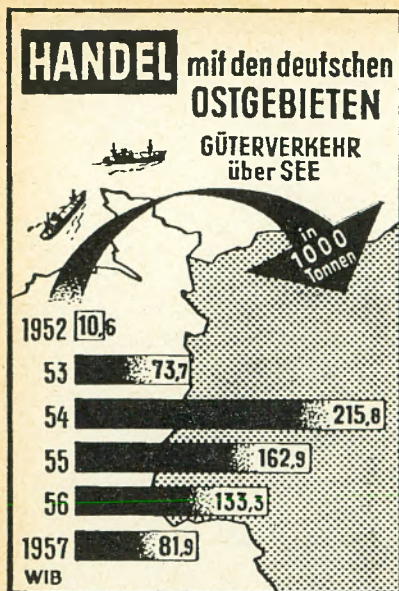
UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 161635 t

Nachkriegshöchsterzeugung Okt. 1957 = 175330 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123536 t



Gegenüber der Vorkriegszeit (1936) ist der Güterverkehr der deutschen Ostgebiete (z. Z. unter fremder Verwaltung) mit den Häfen des Bundesgebietes nach Angaben des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden nur gering. Dem Versand von 800 070 Tonnen und dem Empfang von 2 426 987 Tonnen im Jahre 1936 stehen für das Jahr 1957 nur 65 615 bzw. 16 303 Tonnen gegenüber.



In den Haushaltsplänen der westlichen Völker stellen die Militärausgaben einen der größten Posten, in den USA sogar mehr als die Hälfte des gesamten Etats. Damit ist in Amerika jeder Bürger mit 998 DM für Verteidigungsausgaben belastet. In England kommen je Kopf der Bevölkerung 380 DM, in der neutralen Schweiz 206 DM, in der Bundesrepublik 204 DM und in Belgien 176 DM. Die Zahlen der Ostblockländer ermöglichen keine Vergleiche, da nur die tatsächlichen Personalkosten aufgeführt sind und die ganzen Mittel zur Entwicklung neuer Waffen, für Kasernenbauten u. ä. darin fehlen.

TECHNIK UND PRODUKTION

Zuwachs an Arbeitskräften = Frauen-Mehrbeschäftigung

Den Statistikern und Politikern, so heißt es in der „Volkswirtschaft“, die aus Statistiken Erkenntnisse ziehen, war seit langem aufgefallen, daß der Zuwachs an Arbeitskräften in der deutschen Wirtschaft seit 1950 zugleich eine Zunahme der Frauenarbeit bedeutet. Von den 5 Millionen Arbeitskräften, die 1958 mehr in der westdeutschen Wirtschaft tätig waren als 1950, waren 2,3 Millionen Frauen. Damit ist die Gesamtzahl der beschäftigten Frauen auf rund 6,6 Millionen oder 34 Prozent der Beschäftigten in der Bundesrepublik angestiegen.

Das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften hat über diesen Zuwachs eine genauere Untersuchung angestellt. Sie ergab, daß der Anteil der Frauenarbeit in der Landwirtschaft, in der der Frauenanteil schon immer relativ hoch war, von 35,2 auf 34,9 Prozent zurückgegangen ist. Dafür ist er am stärksten im Bau und Baugewerbe, wo er allerdings nur den geringen Anteil von 2 Prozent hatte und nun auf 2,6 Prozent angestiegen ist, um 27,2 Prozent gewachsen. Natürlicherweise ist er auch in diesen Gewerbebezügen in den Büros am stärksten gestiegen. Hier vollzog sich in der Zeit von 1950 ein Zuwachs von 6,4 Prozent und erhöhte den Frauenanteil an den Beschäftigten von 9,4 Prozent auf 28,8 Prozent. Stark gestiegen ist die Frauenbeschäftigung im Bereich des Handels, des Geld- und Versicherungswesens. Fast 54 Prozent aller in diesem Bereich Tätigen sind Frauen. Sie haben sich seit 1950 um ein Fünftel vermehrt. Stark ist auch der Zuwachs im Verkehrswesen mit 11,5 Prozent und bei den öffentlichen Diensten mit 18,1 Prozent.

Die Entwicklung der Produktivität

Mit einer Zunahme des Produktionsergebnisses je Arbeiterstunde in der Industrie um 33% in den Jahren 1953–1958 steht die Bundesrepublik nach Berechnungen der Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen hinter Frankreich (+ 40%), Italien (+ 35%) und Finnland (+ 34%). Es folgen Belgien (+ 28%), Österreich (+ 24%), die Niederlande (+ 19%), Dänemark (+ 14%) und Großbritannien (+ 10%). Da aber in Westdeutschland ein größerer Teil des Produktivitätsnachwuchses als in den anderen Ländern (außer Belgien) durch Verkürzung der Arbeitszeit aufgezehrt wurde, ist die Zunahme des Produktionsergebnisses je Beschäftigten in der Bundesrepublik mit + 22% erheblich geringer als je Arbeiterstunde. Sie ist damit beträchtlich niedriger als in Frankreich (+ 43%), Italien (+ 35%), Finnland (+ 27%) und in Österreich (+ 31%).

Bessere Aussichten für Kapitalversorgung in der Montanunion

Die Aussichten für eine reichlichere und in den Konditionen günstigere Versorgung der Unternehmen der Montanunion mit langfristigem Investitionskapital haben sich im Vergleich zu den vorangegangenen Jahren verbessert. „Die Hohe Behörde wie auch die Unternehmen selbst werden aus dieser Verbesserung, sobald dies für die Finanzierung von Investitionen nötig sein wird, in gleicher Weise Nutzen ziehen können“, stellt die Hohe Behörde in ihrem soeben veröffentlichten 4. finanziellen Bericht fest. Die Hohe Behörde, die bekanntlich noch in diesem Jahre eine DM-Anleihe aufnehmen will, weist besonders darauf hin, daß die Diskrepanz der Zinssätze am deutschen Markt zu den anderen Märkten von internationaler Bedeutung nahezu geschwunden ist und daß der deutsche Kapitalmarkt in absehbarer Zeit wieder jene Bedeutung bekomme, die er in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg hatte. Diese Entscheidung sei insbesondere im Hinblick auf die sich daraus ergebenden Möglichkeiten für einen geordneten Kapitalexpert gegeben. Auch die Situation am niederländischen Kapitalmarkt habe sich gebessert. Die starke Devisenposition der Niederlande lasse die Erwartung zu, daß dieser Markt seine traditionelle Aufnahmebereitschaft für ausländische Anleihen bald unter Beweis stellen wird. Schließlich habe sich die Lage in der Schweiz gebessert, wo ausländische Emissionen nach einer zeitweiligen Unterbrechung wieder zugelassen wurden.



Das Einkommen

Bei den Arbeitern ist, sowohl was die Einzeleinkommen als auch was die Familieneinkommen betrifft, die Gruppe zwischen 375 und 500 DM am größten. Bei den Angestellten ist die größte Gruppe der Einzeleinkommen ebenfalls die zwischen 375 und 500 DM, während sie bei ihren Familieneinkommen zwischen 650 und 900 DM liegt. Auch bei den Beamten sind die Monateinkommen zwischen 375 und 500 DM am meisten vertreten, doch sind hier die höheren Einkommensgruppen stärker besetzt als bei den Angestellten, und sie sind viel stärker als bei den Arbeitern. Nur 0,1 v. H. der Arbeiter verdient über 900 DM; nur 1,3 v. H. verdienen über 650 DM; selbst über 500 DM verdienen nur 8,6 v. H. der Arbeiter. Bei den Angestellten verdienen immerhin 50 v. H. über 500 DM, bei den Beamten ist diese Gruppe bereits 59 v. H. stark, bei den Selbständigen 55,5 v. H. und bei den Freien Berufen 40,5 v. H. Legt man einmal die Familieneinkommen von über 650 DM zugrunde, so sind hier 23 v. H. der Arbeiter vertreten, 39,2 v. H. der Angestellten, 61 v. H. der Beamten, 52,8 v. H. der Selbständigen und 42 v. H. der Freiberufler. Doch vermittelt die Höhe des Familieneinkommens kein echtes Bild über den sozialen Status; schließlich haben die halberwachsenen oder erwachsenen Mitverdiener in den Familien eigene materielle Ansprüche. Vielfach wird bereits für die Gründung eines eigenen Haushaltes gespart. Das Familieneinkommen ist in weit höherem Maße variabel als das Einzeleinkommen.

(Gewerkschaftliche Monatshefte)

Überhöhte Aufwendungen

... Zehn Jahre nach dem zweiten Weltkrieg war die Ernährung nach ihrem Kaloriengehalt in allen wirtschaftlich vergleichbaren Ländern, einschließlich der Sowjetunion, ausreichend. Das Kennzeichen der deutschen Situation ist jedoch, daß der Nährstoffbedarf in erster Linie durch eine anspruchslosere (billigere) Zusammensetzung der Nahrung gedeckt wird. ... Die Nahrungsmittelpreise sind in der Bundesrepublik infolge künstlicher Einfuhrbeschränkung und Preisplanung höher als in den übrigen westlichen Industriestaaten. Ein Vergleich der deutschen Preise mit den Preisen für eingeführte Nahrungsmittel zeigt

nach Angaben der Zeitschrift „Agrarwirtschaft“, Heft 9 (September 1958), für Juni 1958 folgende Differenz:

	Weltmarktpreise frei Grenze in DM	Durchschnittspreise in der Bundesrepublik	Preisdifferenz gegenüber den Weltmarktpreisen
Weizen je t	308,00	464,00	150 %
Futtergerste je t	220,00	393,00	178 %
Rohrzucker je dz (Fabrikabgabepre.)	45,70	71,80	157 %
Butter, 100 kg (Molkerei- abgabepreis)	212,00	586,00	276 %
(Blick in die Wirtschaft)			

Das „zweite Bein“ des Arbeitnehmers

Der Arbeitnehmer steht in abhängiger Arbeit und damit auf einem Bein. Das Eigentum soll ihm nun zum zweiten Bein werden, damit er sicher und fest zu stehen vermag. ... So ergibt sich nunmehr als Aufgabe, die verschiedenen angebotenen Lösungen danach zu prüfen, ob sie dieser Grundforderung genügen. Naheliegt es, mit dem Eigenheim zu beginnen; denn zumal für den „kleinen Mann“ sind „Eigentum“ und „Eigenheim“ fast gleichbedeutend. ... Aber gerade weil das Eigenheim so lockt, wird derjenige, der in der Eigentumbildung eine gesellschaftspolitische Verantwortung erkennt, vor seiner einseitigen Herausstellung warnen. Denn es gibt viele Fragezeichen. So sei daran erinnert, daß es im Bereich der Industriezentren, wo doch die Großzahl der Arbeitnehmer lebt, kaum noch Boden gibt, den man für Massensiedlungen erschließen könnte. Die in den USA übliche Ausweitung auf uferlose Vorstädte ist bei uns nur begrenzt möglich und würde auch entsprechende Verkehrsmöglichkeiten voraussetzen. Damit aber haben wir den entscheidenden Punkt: Das Eigenheim ist in vielerlei Weise für den Arbeitnehmer eine Belastung. Der verlängerte Weg zur Arbeit, die Einengung der beruflichen Mobilität und nicht zuletzt die langjährige starke finanzielle Verpflichtung — dies alles und noch mancherlei mehr machen das Eigenheim für einen Arbeitnehmer, der fast stets nur auf Lohn oder Gehalt angewiesen ist, zum Gegenteil jener materiellen Freiheit, die man an sich mit der Eigentumbildung bezweckt. „Nest gebaut, Vogel tot“, so hörte ich es kürzlich von einem Arbeitnehmer als seine Erfahrung mit dem Eigenheim. ... Erst dann, wenn der Arbeitnehmer genügend Eigentum gebildet hat, das ihn materiell freimacht, kann er sich im Eigenheim zu einem Eigentum entschließen, das ihn materiell bindet. (Handelsblatt)

Die Schweine

Weniger Schweine — höhere Preise lautet die Prognose des deutschen Fleischerhandwerkes zu der im Laufe dieses Jahres zu erwartenden Entwicklung auf den Schlachtviehmärkten. Nachdem sich der Verbraucher durch den sogenannten „Schweineberg“ des vergangenen Jahres buchstäblich hindurchgefressen hatte, steht er jetzt vor der Tatsache, daß die Landwirtschaft mit ihrer Schweinezucht zu stark gebremst hat und daß das Schweinefleisch aus der Inlandsproduktion recht knapp wird, dafür aber teuer. ... Die inländische Produktion dürfte nach der letzten Viehzählung zumindest bis 1960 hinter der Nachfrage erheblich zurückbleiben. Zur besseren Anpassung müßte die Landwirtschaft schon jetzt Maßnahmen ergreifen, wozu vor allem vermehrte Sauendeckungen notwendig wären. Bis jetzt sind allerdings hierfür noch keine deutlichen Anzeichen vorhanden, so daß im Laufe dieses und auch Anfang nächsten Jahres wahrscheinlich hohe Schlachtschweinepreise zu befürchten sind. Verbleibt nur noch als letzter Ausweg verstärkter Import. Nach der bisherigen Entwicklung ist jedoch anzunehmen, daß die Absicht besteht, die Einfuhrschleuse nur sehr zaghaft zu öffnen, um der Landwirtschaft die recht günstigen Preise zu erhalten. (Frankfurter Rundschau)

Frauenarbeit nimmt weiter zu

Das „Flautejahr“ 1958 brachte nicht nur den absoluten westdeutschen Beschäftigungsrekord der Nachkriegszeit mit 19,44 Millionen Beschäftigten zum Saisonhöhepunkt, sondern auch im ganzen eine weitere Zunahme des schon vorher sehr hohen Beschäftigungsniveaus. Im Jahresdurchschnitt waren, wie die Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung berichtet, 18,84 Millionen Arbeitnehmer beschäftigt, 1,2 Prozent mehr als 1957. ... Selbst in der Reihe der meist gut beschäftigten Länder Westeuropas nimmt sich die westdeutsche Arbeitslosenquote von etwa 2 Prozent ebenso positiv aus wie die Arbeitslosenquoten Italiens und Irlands mit 8 bis 10 Prozent negativ. ... Beschäftigungszunahme. ... liegt vor allem an der abermals vermehrten Frauenarbeit. ... Von 1950 bis 1958 wuchs die Zahl der arbeitenden Männer um 2,7 auf 12,4 Millionen und damit um 28 Prozent; die Zahl der arbeitenden Frauen nahm um 2,3 auf 6,5 Millionen, also wesentlich stärker, um 55 Prozent, zu. ... Die höhere Zahl der Kurzarbeiter (zeigt) den ruhigeren konjunkturellen Atem. An sich ist der Anteil der Kurzarbeiter mit 0,3 Prozent aller in Industrie und Handwerk Beschäftigten völlig unbedeutend.

(Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung)

Unser Briefkasten

Eine Hoeschianerfrau

Du tust für alle deine Werksangehörigen so viel Gutes! Du baust so viel Wohnungen, du schickst deine Leute in Urlaub und sorgst für jeden. Du hast uns den schönen Hoesch-Park mit seinen vielen schönen Ecken und Plätzchen der Ruhe und Erholung geschenkt. Du schaffst Parkplätze für deine Werksangehörigen und vieles mehr. Du schickst uns unsere Werkezeitung immer pünktlich ins Haus, wirklich eine Freude auch für uns Frauen mit allen schönen Ratschlägen und interessanten Sachen. Und jetzt komme ich mit meiner Frage. Wir, die wir in der Nähe der Hütte wohnen, sehen jeden Tag diesen häßlichen Schandfleck. Was soll denn aus diesem Gelände Ecke Hirten- und Oesterholzstraße werden? Denk doch auch mal daran, diese grausame Ecke zu verschönern. „Narrenhände“ beschmieren des öfteren diese Ecke, dann sah ich schon oft Ratten in dieser Müllecke herumspringen, und schön ist ja der Anblick nicht. Mach doch ein Stückchen Grünanlage mit ein paar netten Bänken daraus, oder baue noch mal 10 Garagen für uns Werksangehörige, oder, was noch schöner wäre, schaffe noch mal 20 Wohnungen, vielleicht fällt dann auch eine mal für uns ab! Das wäre natürlich das allerschönste!

Ob du uns mal im Briefkasten antwortest?

Daß die beanstandete Baulücke kein Verschönerungspunkt ist, wissen die Verantwortlichen bei uns wahrscheinlich genausogut wie du, liebe Einsenderin. Der Aufgaben hatten aber viele, und die benötigten Geldmittel sind im Zuge der Entwicklung des letzten Jahres auch nicht gerade reichlicher geworden. Die Belegschaft weiß, wie stark sich alle Bemühungen des letzten Jahres insbesondere darauf erstrecken mußten, möglichst viel Arbeitsplätze zu erhalten. Dein Vorschlag, hier „20 Wohnungen“ zu bauen, in Ehren, aber du kannst sicher glauben, daß trotz einiger Schwierigkeiten, die das zurückliegende Jahr brachte, in dieser Zeit ein Vielfaches an Wohnungen gebaut wurde. Wir glauben im übrigen verraten zu dürfen, daß dieser Bauplatz die längste Zeit „Schandfleck“ gewesen ist.

Vom Lügen

Paul war der einzige Sohn seiner Eltern. Er war im Grunde genommen nicht schlecht, war auch willig und in der

Schule fleißig. Er verstand sich im allgemeinen gut mit seinen Schulkameraden. Nur einen Fehler hatte er, er log. Manchmal, wenn er es gar nicht nötig hatte zu lügen, beharrte er entschieden auf seinem Standpunkt, obwohl er genau wußte, daß er die Unwahrheit sagte. Man sah es ihm an, wenn er eine Lüge aussprach, aber er gab sie nicht zu. Nicht durch Schelte oder gar Schläge, aber auch nicht mit Liebe konnte er zur Wahrheit gebracht werden. Dazu besaß

er eine recht lebhafte Phantasie und erfand Geschichten, die er gar nicht erlebt hatte.

Als er älter wurde, änderte er allmählich unbewußt seine Haltung. Er wußte selbst nicht, wie es kam. Als er die Schule verließ, hatte er seinen Fehler abgelegt. Darüber waren seine Eltern sehr erfreut, denn diese hatten sich schon auf Schlimmes gefaßt gemacht. Paul ist später ein tüchtiger, rechtschaffener Mann geworden. *Helmut Dröge, Einkauf*

Wohnungs-Tausch

Biete: 3 Zimmer, große Küche, mit nicht eingerichteten Bad, Balkon, 2 Keller, abgeschlossen, Privatwohnung, 1. Etage, Miete 85,— DM.

Suche: 3 Zimmer und Kochküche, mit Bad, evtl. mit Garage, Privatwohnung, im Süden oder südl. Stadtrand, Miete bis 160,— DM. (451)

Biete: 3 Zimmer, 44 qm, abgeschlossen, mit Balkon und Speisekammer, Altbau, Parterre, Werkswohnung, Miete 34,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, möglichst mit Bad, Privatwohnung, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (452)

Biete: 2½ Zimmer, 45 qm, mit Brausebad, Parterre, Werkswohnung, in Barop, Miete 42,— DM.

Suche: 3½ bis 4 Zimmer, möglichst am Stadtrand, Miete bis 80,— DM. (453)

Biete: 2½ Zimmer, mit Bad und Balkon, abgeschlossen, Privatwohnung, Miete 42,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 60,— DM. (454)

Biete: 2 Zimmer, 29 qm, mit Bad, Privatwohnung, 1. Etage, Miete 39,— DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Miete bis 80,— DM. (455)

Biete: 2½ Zimmer, 32 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 57,— DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Werkswohnung, Werksnähe, Miete bis 57,— DM. (456)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, mit Speisekammer, 3. Etage, Privatwohnung, Miete 30,— DM.

Suche: 2 Zimmer mit Kochnische, nicht Parterre, Miete bis 50,— DM. (457)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, Parterre, Altbau, Werkswohnung, Miete 20,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 50,— DM. (458)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, Parterre, Altbau, Werkswohnung, Miete 32,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (459)

Biete: 2 Zimmer, 34 qm, mit Bad, 2. Etage, Privatwohnung, Miete 47,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 60,— DM. (460)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Keller und Stall, Parterre, Altbau, Privatwohnung, Miete 27,— DM, in Hombruch.

Suche: 3 Zimmer, auch Altbau, Miete bis 60,— DM. (461)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, 1. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 31,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (462)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische, 33 qm, und Diele, Bad und Balkon, 1. Etage, Privatwohnung, Miete 42,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Diele und Bad, Miete bis 80,— DM. (463)

Biete: 2 Zimmer, 35 qm, 2. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 35,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (464)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, Privatwohnung, Miete 70,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (465)

Biete: 3½ Zimmer mit Bad, Balkon, 2 Kellern, Parterre, Miete 63,— DM.

Suche: 3½ bis 4 Zimmer mit eingerichteten Bad, Werksnähe, Miete bis 70,— DM. (466)

Biete: 2 Zimmer, 34 qm, 3. Etage, Altbau, Miete 28,— DM.

Suche: 3 Zimmer. (467)

Biete: 3 Mansarden, 38 qm, Miete 35,— DM, in Hombruch.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, möglichst Hombruch-Barop, Miete bis 50,— DM. (468)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische und Bad, 60 qm, 1. Etage, werksgebunden, Miete 56,— DM, evtl. mit Garten.

Suche: 3 bis 4 Zimmer mit Bad und Garage, Miete bis 120,— DM. (469)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 4116, Frl. Ottensmeyer).

2. Fotoausstellung

unserer

Hauptbücherei



Josef Graben/Hoesch-Eisenhandel: „Ein Seeigel ist ein Leckerbissen“

Die zweite Fotoausstellung mit Fotos aus den Reihen unserer Westfalenhütten-Belegschaft, zu der die Hauptbücherei in den Tagen vom 13. bis zum 17. April eingeladen hatte, ist inzwischen zu Ende gegangen. Entgegen dem ursprünglichen Plan und damit auch entgegen der Ankündigung mußte die Ausstellung aus technischen Gründen einen Tag eher als vorgesehen abgebrochen werden.

Etwa 130 großformatige Fotos, ausgewählt aus den Einsendungen von Belegschaftsmitgliedern, standen zur Kritik durch eine breite Öffentlichkeit bereit. Das war zahlenmäßig weniger, als die vorjährige Ausstellung zeigen konnte. Dieses Weniger an Bildern wurde aber vollauf wettgemacht

durch ein wesentlich höheres Niveau. Nur ein geringer Teil der eingegangenen Bilder entsprach nicht den Anforderungen und Voraussetzungen. Es gab dementsprechend nur wenig „Kellerbilder“. Am zahlenmäßigen Rückgang der großformatigen Bilder in Schwarzweiß mag auch die Hinzunahme von Diapositiven mitgewirkt haben, die im Vorjahre ja nicht mit ausgeschrieben waren. Sicherlich hat es mancher der Einsender in diesem Jahre vorgezogen, Diapositive statt großformatige Bilder einzureichen.

Die Frage, ob bei dieser zweiten Fotoausstellung auch Diapositive zugelassen werden sollten, hat in den verschiedenen Vorbesprechungen die Gemüter stark erhitzt.

Letztlich entschied die Auffassung, daß es nicht gerechtfertigt sei, die Fotofreunde zurückzuweisen, die sich in steigendem Maße dem farbigen Diapositiv zugewandt haben. So konnten wir aus einer großen Zahl eingereicherter Diapositive etwa 50 herausuchen und sie ebenfalls — in besonderen Ton-Dia-Schauen — zeigen. Von der Möglichkeit, durch Vergleich mit den Leistungen anderer Fotofreunde das eigene Können zu vervollkommen, haben ein großer Teil der Liebhaberfotografen unserer Belegschaft und auch ihre Angehörigen Gebrauch gemacht.

Wenn hier nur einige Bilder, die in der Ausstellung zu sehen waren, besonders hervorgehoben werden und wenn nur



Karl Brandt, V. A.

wenige der vorgeführten Diapositive ausdrücklich erwähnt werden, dann will das nicht heißen, daß sich eine Erwähnung der übrigen Bilder und Diapositive nicht gelohnt hätte. Es waren immer besondere Gesichtspunkte, meist sehr unterschiedlicher Art, die diese wenigen Bilder und Diapositive aus der Vielzahl der übrigen heraustreten ließen.

Sehr eindrucksvoll waren die Bilder der beiden Liebhaberfotografen Josef Graben und Karl Brandt (Bilder 1 und 2). Zugleich lassen gerade diese beiden Bilder sehr starke gegensätzliche Auffassungen erkennen: Josef Graben „baut“ offenbar seine Bilder, sie sind mit fast architektonischer Strenge komponiert. Die übrigen in der Ausstellung gezeigten Bilder ließen es deutlich werden, daß ihm sehr viel daran gelegen ist, durch einen genau auf Wirkung berechneten Bildschnitt, durch exakt vorgesehene Beleuchtungseffekte die grafischen bildgestalterischen Elemente sauber herauszuarbeiten. Trotz ihres schnappschußhaften Charakters sind diese Werke in die Kategorie „schöne Bilder“ einzureihen. Es handelt sich dabei um eine Art zu fotografieren, wie sie unter dem Einfluß modischer Strömungen sehr zu Unrecht stark vernachlässigt wird. Ganz im Gegensatz dazu sind die Bilder Karl Brandts echte Schnappschüsse. Man könnte unter dem Eindruck seiner Bilder sagen, daß seine Stärke in der Reportagefotografie liegt. Es gehört eine Portion Mut dazu, Bilder dieser Art aus dem Geschehen zu greifen, und es ist gewiß nicht leicht, im richtigen Augenblick ganz nahe dabeizusein, wo etwas geschieht. Es spielt dabei keine Rolle, ob schlagsahnebeschmierte Jungengesichter oder gestikulierende Jahrmarktsfrauen konterfäit werden. Daß bei diesen blitzschnellen Zugriffen eine saubere Bildgestaltung nicht zu kurz kommt, das ist es, was seinen Bildern die Stärke des Ausdrucks verleiht.

Ähnlich lassen sich die Landschaftsaufnahmen vom Fotofreund Rolf Frielinghaus und Finkensiep (Bilder 3 und 4) gegenüberstellen. Die verschneiten Bergriesen, die Frielinghaus auf den Film brachte, bieten sich förmlich zur Aufnahme an. Sie mußten aber so in den Rahmen des Bildes gebracht werden, daß sie zugleich mit den Motiven des Mittelgrundes das Format gerecht ausfüllen. Das dürfte unter den gegebenen Umständen nicht ganz leicht gewesen sein, ist ihm aber trotzdem befriedigend gelungen. Die saubere Positivtechnik, durch die auch kleinste Einzelheiten gut herausgearbeitet wurden, machen ein gutes Teil seines Bildes aus. Von der Industrielandschaft, die uns Finkensiep zeigt, kann man nicht sagen, daß sie sich so stark zur Aufnahme anbietet. Wir sehen täglich solche Motive, aber viel seltener solche Bilder. Die düstere Stimmung, in

der das Bild — sicherlich durch einen technischen Trick (Filterung) — gehalten ist, läßt uns erst so recht die eindringliche Wucht der Landschaft, in der wir tagtäglich leben, zum Bewußtsein kommen.

Wenn in der Bildserie (Bilder 5—8) noch einmal Karl Brandt zu Wort oder, besser gesagt, zu Bild kommt, dann hat das seinen Grund darin, daß uns diese Bilder als Musterbeispiel einer richtig aufgebauten Bildserie erschienen. Aus der in der Ausstellung gezeigten Serie haben wir 2 Bilder fortgelassen. Ihr Fehlen beeinträchtigt die Folgerichtigkeit der Serie nach unserer Meinung nicht. Übrigens ist „Folgerichtigkeit“ das Prinzip, nach dem eine Bildserie ausgerichtet sein muß. Eine Handlung soll in ihren einzelnen Entwicklungsphasen erkennbar sein, und die Spannung, die ja bei jeder Handlung zu einem Spannungshöhepunkt führt, soll sich am Schluß auch wieder befreiend auflösen. Ein bloßes Nebeneinander ähnlicher Bildinhalte ergibt noch keine Serie.

Bei der Reportageserie Brandts über den Heuss-Besuch sind diese Forderungen überraschend gut erfüllt, und auch stimmunggebende Randgeschehnisse sind ohne viel Aufhebens, aber sehr wirksam eingefügt.

Die zu besprechenden Diapositive können hier leider nicht besonders gezeigt werden: Die Technik legt uns insofern ein Handikap auf, als die Diapositive in ihrer farbigen Wirkung im Rahmen dieses Aufsatzes nicht



Rolf Frielinghaus,
Elektrotechnische Abteilung
„Im Hochgebirge“



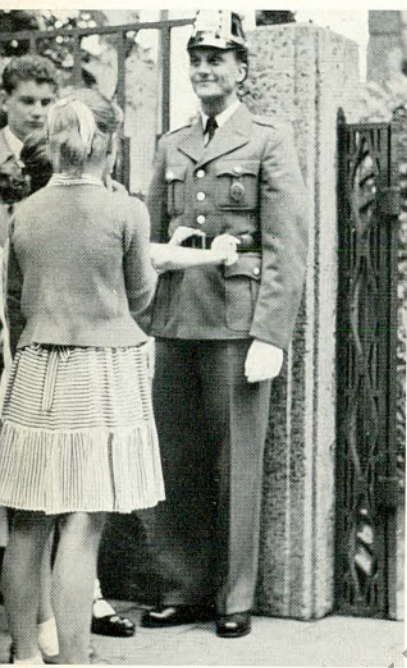
Helmut Finkensiep,
Verk.-Export
„Aus der Industriestadt
Dortmund“



Karl Brandt
Versuchs-Abteilung

Serie Prof. Heuss:

„Gähnt vor Langeweile“



„Kleine Beschäftigung“



„Ob er noch nicht kommt“

„Auf Wiedersehen“



wiedergegeben werden können, in der üblichen Schwarzweißwiedergabe würden sie aber ihrem ursprünglichen Eindruck nicht gerecht wiedergegeben werden können.

Horst Kalitzki reichte sehr eindrucksvolle Nahaufnahmen ein. Besonders angenehm fiel ein Bild in sparsamsten Farben auf: herbstrotes Eichenlaub im Gegenlicht. Diese Art von Aufnahmen mit ihrem sehr großen Helligkeitsumfang werden meist vom Farbfilm nicht befriedigend wiedergegeben. Daß es Horst Kalitzki in dieser sehr ansprechenden Form gelang, spricht für sein gutes Einfühlungsvermögen. Einige recht ansehnliche schwarzweiße Papierbilder vom gleichen Autor runden diesen Eindruck ab.

Wenn vom Gegenlicht bei Farbaufnahmen gesprochen wird, darf auch gleich eine Aufnahme in Agfacolor von Toni Weller erwähnt werden: Es handelt sich um das Bild eines Marokkaners in einem von steiler Sonne beschienenen Ruinenhof. Bildgestaltung und Technik der Farb fotografie waren in diesem Diapositiv sehr glücklich gelöst.

Südliche Länder sind offenbar bevorzugtes Fotoland für Farbspezialisten. Dieter Feldmann reichte einige Bilder vom Leben und Treiben auf einer Mittelmeerinsel ein. Eines dieser Diapositive mit dem Bildtitel „Früchte des Meeres“ fand allgemein großes Interesse. Ein Diapositiv, das ebenfalls viel Beachtung fand, leider aber wegen Glasschadens an einigen Tagen nicht vorgeführt werden konnte, zeigte eine Straßenszene in Südfrankreich. Es wurde eingereicht vom Fotofreund Ohlsen (Kaltwalzwerk). Auch von ihm hingen einige sehr wirkungsvolle Schwarzweißvergrößerungen in der Ausstellung.

Zu allen übrigen Bildern und Diapositiven, die hier nicht ausdrücklich erwähnt sind, muß gesagt werden, daß sie zumindest zum weitaus größten Teil gute Leistungen darstellten. Das ist um so höher zu bewerten, als sie ja reine Liebhaberarbeiten, reine Freizeitbeschäftigungen sind.

An dieser Stelle sei allen denjenigen ausdrücklich gedankt, die am Gelingen der Ausstellung in irgendeiner Form beigetragen haben. In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Gedanke, die Ausstellung in jedem Frühjahr zu wiederholen, nach wie vor besteht. Wir dürfen also allen fotografierenden Belegschaftsmitgliedern und auch ihren Angehörigen für das vor uns liegende Fotojahr von Herzen „Gut Licht!“ wünschen. Daran knüpfen wir die Hoffnung, daß die Einrichtung dieser regelmäßigen Fotoausstellungen in diesem Rahmen auch bei Fotofreunden unserer Belegschaft Anklang findet, die sich bis jetzt ferngehalten haben.



Wo kaufen

Sie sich Ihre Kleider?

Hundert Stunden in der Woche

„Müssen die Frauen auch bei Ihnen so viel arbeiten?“ fragte mich die Serviererin, die mir bei einem Besuch in der Zone jeden Morgen im HO-Hotel das Frühstück brachte. Sie ließ es mich nicht entgelten, daß ich fünf Stunden länger als sie hatte schlafen können. Wenn sie um 6 Uhr ihren Dienst antrat, hatte sie schon in ihrer kleinen Siedlung vor der Stadt die Tiere versorgt, das Haus aufgeräumt und das Morgenbrot für die siebenköpfige Familie gerichtet. Um die Mittagsstunde radelte sie heim und kochte das Essen, der Nachmittag war ausgefüllt mit Gartenarbeit, Waschen, Bügeln, Flickern und den Vorbereitungen für den nächsten Tag. Vor 11 Uhr kam sie keinen Abend zur Ruhe.

Müssen die Frauen auch bei uns so viel arbeiten? Mit dieser Frage ging ich in das mir benachbarte Müttergenesungsheim. Aber ich brachte es nicht übers Herz, sie zu stellen. Für alle diese Frauen, die gerade zwei Wochen ihrer Kurzeit hinter sich hatten, stand die Zeit still. Das eigene Zimmer, die einsamen Waldwege, die in Ruhe genossenen Mahlzeiten, die Vorbereitungen für einen geselligen Abend, das Buch, das sie eben lasen, oder die Handarbeit, mit der sie sich beschäftigten, das alles füllte sie aus. Wie man ein krankes Glied stilllegt, damit es heilt, so hatten diese Mütter alles ausgeschaltet, was sie an die Alltagssorgen erinnerte. Am letzten Tag ihrer Kur besuchte mich Frau K. und sagte: „Aus dem Abstand, den ich hier zu meinem Leben daheim gewonnen habe, sieht alles ganz anders aus. Ich habe meine Stellung gekündigt und werde mir eine Arbeit suchen, die mir mehr Zeit für meine Kinder läßt. Ich habe so vieles falsch gemacht und möchte versuchen, ganz neu anzufangen.“ Müssen die Frauen auch bei uns so viel arbeiten?

Wir reden von der 40-Stunden-Woche,

und die Frage, wie sollen die Menschen die neugewonnene freie Zeit sinnvoll nutzen, ist schon zu einem ersten Problem erhoben worden. Aber wann spricht man bei diesen vielen Tagungen von den Müttern, die im Grunde für den gehobenen Lebensstandard eintreten? Auch wenn Staubsauger, Starmix und Waschmaschine angeschafft wurden, ist ihr Tagewerk meist nicht leichter geworden. Vielleicht gibt es einige, die wirklich nur, um den Wohlstand zu mehren, sich ihren Kindern entziehen und einen Beruf ausüben. Man sollte sich durch sie den Blick nicht trüben lassen für die wirkliche Not, die viele Frauen zwingt, eine ungeliebte, sie weit überfordernde Arbeit auf sich zu nehmen.

Ich denke an Frau F., die Tag für Tag im Kellergeschoß eines großen Warenhauses ohne Pause an einem Lebensmittelstand von ungeduldrigen Kunden umdrängt wird und zu Hause noch für einen nicht voll arbeitsfähigen Mann und zwei Kinder sorgt. Ich denke an die Kellnerin, die ich beobachtete, als sie im Stehen ihr Mittagessen herunterzuschlang und dazwischen noch viermal Gäste bediente. Seit zehn Jahren habe sie nur sonntags in Ruhe am Tisch sitzen können, aber dafür hätten ihre drei Kinder nun auch etwas Tüchtiges lernen dürfen. Ich denke an Frau M., die am Tage wie jede andere Hausfrau in Küche und Garten schafft und jeden Abend, wenn Mann und Kinder sich zur Ruhe legen, ins Krankenhaus geht, um Nachtwache zu halten. Der Mann war lange arbeitslos, sie bestreitet mit ihrem Einkommen die Kosten für die Ausbildung der Kinder. Und ich denke an all die Fabrikarbeiterinnen, die abends mit mir im Bus heimfahren. Die Unverheirateten freuen sich auf eine Verabredung oder einen Kinobesuch, für die Mütter beginnt nun die andere Hälfte ihres Arbeitstages. Auf die Männer, die von der Arbeit kommen, wartet der gedeckte Tisch, nachher vielleicht der Gesangsverein, eine Sportveranstaltung, ein Hobby, ein Ehrenamt.

Aber die Frauen

Schnell vor Ladenschluß muß noch eingekauft werden, die Kinder stürmen auf sie ein, Schularbeiten sind nachzusehen, die Kleidung für die Familie muß in Ordnung gebracht werden, da liegt ein Berg Wäsche zum Stopfen, das Essen für den nächsten Tag wird gerichtet, und mit dem Einsatz ihrer letzten Kraftreserven erkaufte sich die Frau die Freiheit, dem Gelderwerb für die Ihren nachgehen zu können.

Ja, auch bei uns arbeiten die Mütter weit über ihre Kraft. Diese Antwort mußte ich der Frau aus dem anderen Deutschland geben. Aber wir sehen es nicht ruhig mit an, daß das Gefüge unserer Lebensordnung in Gefahr gerät, weil die Mütter nicht mehr das sein können, was die Familie am nötigsten braucht: warmherzige, fröhliche, verständnisvolle, ausgeruhte und immer bereite Gestalter des Lebens daheim.

Nähen sich noch viele bundesdeutsche Frauen ihre Kleider selbst? Wo kauft man sich heute am liebsten ein Kleid? Im Warenhaus? Im Textilfachgeschäft? Im Versandgeschäft? Aufschlußreiche Antworten auf diese und andere Fragen gibt das Ergebnis einer Umfrage, durchgeführt bei 3000 Frauen von der Gesellschaft für Konsumforschung.

Es stellte sich dabei heraus, daß 79 % aller Frauen ausschließlich oder doch zum Teil Konfektionskleider tragen. 58 % tragen auch Schneiderkleidung, 36 % nähen sich hin und wieder selbst ein Kleid. Zur Schneiderin gehen am häufigsten Frauen im Alter von über 50 Jahren, während jüngere Frauen gemeinhin die Konfektion vorziehen. Das Selbstnähen — eine Arbeit, die man vor allem aus finanziellen Gründen auf sich nimmt — findet man hauptsächlich auf dem Lande und in Städten mit bis zu 10 000 Einwohnern. Womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Großstädterin überhaupt nicht zum Schnittmusterbogen greift.

48 % der Frauen pflegen Kleider im Textilfachgeschäft zu erwerben, weil sie besonders viel Wert auf Auswahl, Beratung und Qualität legen. Der Preis spielt dabei eine untergeordnete Rolle. 31 % ziehen das Warenhaus vor, das neben der reichhaltigen Auswahl vor allem die Möglichkeit bietet, daß man sich die Ware zwanglos ansehen kann. Hier achtet man schon auf die Preise. Der Versandhandel endlich, der billige Ware bei reichhaltigem Angebot liefert, wird von 14 % der Frauen bevorzugt. Sie achten weniger auf Qualität.

Merkwürdigerweise hat sich bei der Umfrage herausgestellt, daß die befragten Frauen über den Begriff „Seide“ oder „Seidenkleid“ ganz verschiedene Vorstellungen hatten. 25 % meinten ganz einfach ein festliches, glänzendes, elegantes Gewand, wenn sie vom Seidenkleid sprachen. 52 % hielten „Seide“ für einen Oberbegriff für reine Seide und Kunstseide, 40 % dachten dabei nur an reine Seide, 5 % gar ausschließlich an Kunstseide. Einig waren sich fast alle darüber, daß das Seidenkleid festlich und elegant wirkt, ein hoher Prozentsatz betonte auch, es lasse sich angenehm tragen, da es luftig, kühl und leicht ist.



*Abendmantel aus baselnußbrauner Seide. Besonders hübsch sieht der große Kragen aus, der weit über die Schultern reicht und dafür aber einen Einblick in das Dekolleté offen läßt. Foto: MK-Kürten
Modell: Lauer-Böhlendorff*

Der „selbständige“ Sommermantel

Schon der erste Blick verrät es — dieser Modefrühling steht im Zeichen des Complots. Man begegnet ihm zu jeder Tageszeit und in immer neuen Variationen, ja, selbst die modischen Kostüme gleichen sich den Jacken-Complots an — es sind praktische dreiteilige Anzüge mit genau passenden Blusen. So steht der neutrale, der „selbständige“ Mantel diesmal scheinbar im Hintergrund, jedoch nur scheinbar! Denn man weiß, keine Frau kann auf ihn verzichten, schon aus dem einfachen Grunde, weil man immer mehr Kleider als Complots besitzt und diese wiederum eine komplettierende Hülle brauchen, um so komplett zu wirken, wie es die Mode verlangt...

Unentbehrlich und unersetzlich, spielt also der Mantel auch in dieser Saison eine wichtige Rolle, und auch im Sommer wird man ihn nicht missen mögen, als Ergänzung luftig-leichter Kleider oder sommerlicher Kostümchen.

Im Gegensatz zu den typischen Completmänteln ist der „Allround-Mantel“ vernünftigerweise saumlang, aber er verzichtet nicht auf die gleichen modischen Akzente, die zum Stil der Mode von heute gehören. Auch hier dominiert die lose Form, wobei vor allem auf die neuen Passenmäntel hingewiesen sei, deren Weite in weichen Fältchen an der meist tief herabgezogenen Passenlinie beginnt. Auch hier fallen die halsfernen Ausschnitte, die leicht abstehenden, kleidsam umrahmenden Kragen oder Kragenblenden ins Auge, ebenso wie die meist tief angesetzten oder an die Passe angeschnittenen Ärmel.

Aus modischen Mischgeweben, aus Seidenleinen, Piqué oder Shantung, vorwiegend in den neutralen Tönen der modischen Palette, ist der Tagesmantel immer auf eine diskrete Wirkung bedacht, denn er will ja vielen Zwecken dienen.

Am Abend aber wandelt sich das Bild, und der elegante Mantel aus Taft, aus Faille oder Satin — einfarbig oder bedruckt und oft mit malerischem, großem Kragen ausgestattet — paßt sich völlig dem Stil der graziösen Cocktail- und Partykleider an. Am Abend hat er keine praktischen Funktionen mehr, dann ist auch der Mantel ein Teil des festlichen Ensembles, eine dekorative Folie für eine schöne Frau in ihrem schönsten Kleid...

Praliné

Eine Riesenbonbonniere haben die Hutschöpfer diesmal aufgeklappt, um ihr mit Geschmack und Phantasie Vorbilder zu entnehmen. Das Ergebnis sind die Praliné-Hüte, verlockend und schmeichelnd. An jeden Frauentyp wurde gedacht, von süß bis bitter, von herzlich bis mild reicht die Skala.

Im Mittelpunkt steht der hohe, runde, oft gebauschte Kopf, zuweilen völlig randlos,



Mode im Sandkasten

Wenn man groß genug ist, die ersten zaghaften Schritttchen zu machen, und klein genug, um noch nicht zur Schule zu müssen, dann gibt es an warmen Sonnentagen nichts Schöneres, als nach Herzenslust im Sandkasten zu wühlen. Was lassen sich da für herrliche Burgen bauen oder leckere Kuchen backen. Kriegt man heimlich irgendwo ein bißchen Wasser her, dann wird die ganze Spielerei natürlich noch einmal so schön. Kein Wunder, daß bei solcher Beschäftigung die Kleidchen und Höschen am Abend nicht mehr ganz einwandfrei sind. Eine kluge Mutti aber trägt dem Rechnung. Sie zieht ihren kleinen Liebling so an, daß er ohne Angst vor Schimpfe den lieben langen Tag mit Schippe und Backformen unterwegs sein kann.

Solch ein Anzug muß luftig sein, und er muß sich rasch waschen lassen. Nun, es gibt eine ganze Menge Mischgewebe aus Zellwolle, Reyon, Acetat, die sich schnell reinigen lassen und immer wieder hübsch aussehen. Auch „Perlon“ — nicht einfarbig, sondern bunt bedruckt — ist durchaus für ein sommerliches Kleidchen geeignet.

Die lustige kleine Gesellschaft auf unserer Zeichnung trägt lauter Modelle, in denen

sich ein Dreikäsehoch besonders wohl fühlt und die ihm gut zu Gesicht stehen. In einem leuchtendroten Piqué-Kleidchen in moderner Trapezform präsentiert sich Sabinchen. Am Hals hat Mutti die Weite schön eingekraust und ein breites Band durch die Schabe gezogen, das auf der Schulter gebunden wird und gleichzeitig als Träger dient. A und O des Kleidchens sind natürlich die mit weißen Steppstichen verzierten großen Taschen, in denen man drei Backförmchen und mindestens fünf Hände voll Sand unterbringen kann. — Eva hat bei ihrer großen Schwester einen zweiteiligen Strandanzug gesehen und war nicht eher zufrieden, bis auch sie aus einem buntbedruckten Sommerstöffchen einen richtigen „erwachsenen“ Spielanzug erhielt. Nun erscheint sie stolz in Pumphöschen, Oberteil und Kopftuch. — Aus einem leichten Zellwollmousseline-Rest wurde Monikas Anzug gezaubert. Der große, angeschnittene Kragen schützt Schultern und Rücken vor der Sonne. — Kleidchen und Höschen aus demselben Stoff — wie es unsere letzte junge Dame trägt — sehen bei kleinen Mädchen allerliebste aus, und Detlev, als einziger Herr, wahrhaft in seinem korrekten Anzug aus kräftigem Schottenstoff die männliche Würde.

wie vor allem bei eleganten Nachmittags- und Abendmodellen. Dann wieder sitzt er auf einem Sockel, der, mit kessen Schleifchen verziert, eingerollt oder weich geschwungen ist. Die sportlichen Allround-Hüte, die eleganten Toques, die anspruchsvollen Turbane, sie alle erinnern uns an die Pralinenform. Selbst Schöpfungen aus Rom, von Werken alter und neuer Meister inspiriert, weisen diese Linie auf.

Viel Stroh wurde dieses Jahr verarbeitet. Stroh in allen Varianten, vom groben bis zum feinen Exotenstroh, vor allem der lackglänzende Cellophan- und erschimmern- de Nylonstrohstoff sind beliebt. Daneben gibt es Modelle aus reiner Seide und weichen Filzen, aus Organza und bedrucktem Piqué. Sehr reizvoll: Hütchen aus Tüll, die über und über mit Blüten und Blütenblättern bedeckt sind. Bänder, oft mehrfarbig abgeschattiert aus Rips und Atlas, zarte Gestecke aus Straußenfedern, kokette Schleierchen, sind effektbewußte Garnierungen. Sie werden überboten von Blumen, die in verschwenderischer Fülle auftauchen, wo immer sie sich anbringen lassen: Veilchen, Mai- glöckchen, vor allem aber Rosen.

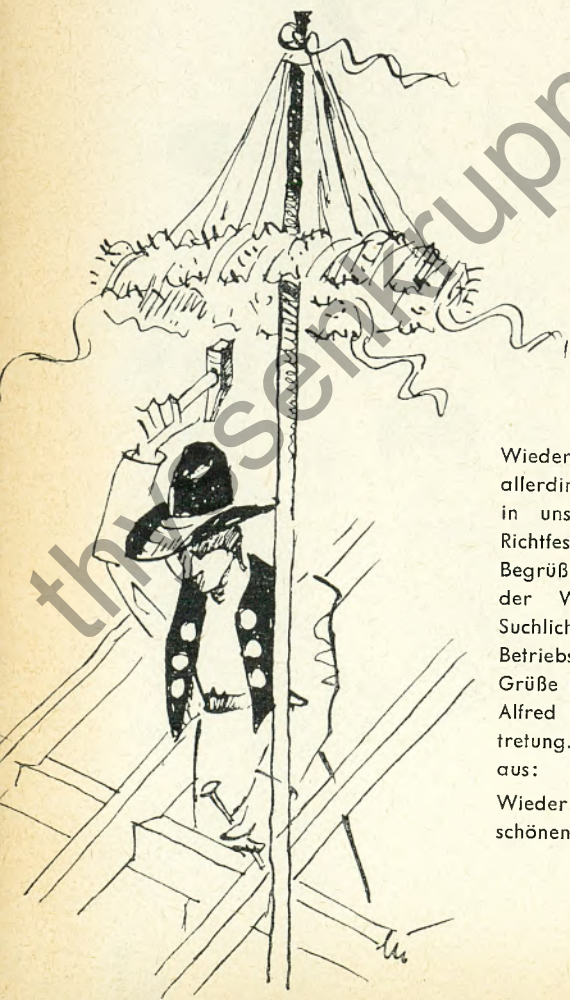
Die neuen Farben lassen viele Kombinationsmöglichkeiten zu. Es gibt mildes Pistaziengrün, leuchtendes Adriablau, helles Lila, Knospen- und Apfelgrün, Azaleenrot, Orchidee- und Mandelrosé, Weiß und Gelb.





Der Richtspruch

Neue Eigenheime



Wieder einmal konnte für einen — diesmal allerdings relativ kleinen — Bauabschnitt in unserer Franz-Zimmer-Siedlung ein Richtfest gefeiert werden. Nach den Begrüßungsworten des Zweigstellenleiters der Westfälisch-Lippischen Heimstätte, Suchlich, überbrachte der stellvertretende Betriebsratsvorsitzende Helmut Latta die Grüße und Wünsche des Arbeitsdirektors Alfred Berndsen und der Betriebsvertretung. Helmut Latta führte dann u. a. aus:

Wieder einmal begehen wir in dieser schönen Siedlung ein Richtfest. Wieder

einmal ist der Wunsch einiger Kollegen auf Errichtung eines Eigenheimes dem Ziele greifbar nahergerückt. Von den vielen vorgemerkten Bewerbern konnten bei diesem Bauabschnitt acht Kollegen berücksichtigt werden. Leider lassen die seit Jahren anhaltend steigenden Baukosten die Wünsche vieler Interessenten auf Errichtung eines eigenen Heimes, eines Eigenheimes, nicht so schnell Wirklichkeit werden, wie wir alle es uns wünschen. Neben den gestiegenen Baukosten trägt noch ein Umstand dazu bei, daß die Gesamtkosten eine steigende Tendenz zeigen:

Die Wohnungswünsche sind gestiegen

Es wird eben heute von einer modernen Wohnung das verlangt, was man schlecht-hin von einer ordentlichen Wohnung erwarten darf, wenn nicht Notzeiten, wie die ersten Nachkriegsjahre, zur Einschränkung zwingen. In den ersten Jahren kam es darauf an, überhaupt Wohnungen zu schaffen, um unseren Kollegen ein Dach, wenn auch ein sehr bescheidenes, über dem Kopf zu geben. Heute beziehen sich die Anforderungen, die an eine Wohnung gestellt werden, sowohl auf eine ausreichende Größe wie auch auf eine angemessene, auf eine gute Ausstattung. Aber — und das ist eine erfreuliche Feststellung, die ich treffen kann — auch die gestiegenen Baukosten ließen sich bis jetzt noch immer irgendwie finanzieren. Natürlich ist neben erhöhten Landesmitteln und Hypotheken auch das vom Werk gewünschte und bereitgestellte Arbeitgeberdarlehen

von Jahr zu Jahr höher geworden. Daß außerdem auch der erforderliche Eigenkapitalanteil, den der Siedler aufzubringen hat, sich erhöhte, daß es also dem Siedler schwerer wurde, zu siedeln, ist eine zwangsläufige, wenn auch natürlich bedauerliche Folge.

Mit dem heutigen Richtfest kann unsere Westfalenhütte in dieser Siedlung eine erfreuliche Bilanz ziehen: Es wurden hier über die Westfälisch-Lippische Heimstätte insgesamt

179 Häuser als Siedlerstellen und Eigenheime

errichtet, die Eigentum der Werksangehörigen sind oder werden. Mit den an der Derner Straße errichteten Mietwohnungen wohnen in dieser Siedlung jetzt 403 Familien und damit weit über 1000 Personen.

Bei diesen acht Eigenheimen, deren Richtfest wir heute begehen, hatte es zunächst einige Schwierigkeiten gegeben, bis endlich mit dem Bau begonnen werden konnte. Leider gibt es manchmal in technischer und finanzieller Hinsicht Komplikationen, die die Bauherren auf eine harte Probe stellen. Das starke Tempo, mit dem diese Häuser bis jetzt erstellt wurden, soll in etwa dafür entschädigen. Alle bei diesem Bauabschnitt beteiligten Eigenheimer werden heute glücklich sein, daß es nun endlich soweit ist, daß sie nun in einigen Monaten ihr neues Heim beziehen können.

Dieses Heim im Grünen,

wo jeder sich nach Lust und Liebe seinem Garten widmen kann, wird sicherlich mit dazu beitragen, den Gedanken einer schönen und sinnvollen Freizeitgestaltung in eine gute Richtung zu lenken.

Wir freuen uns, gerade auch wir vom Betriebsrat der Hütte, daß das Werk immer wieder den baulustigen und baulustigen Kollegen zu Eigenheimen und Siedlerstellen verhelfen konnte. Die Größe des in dieser Siedlung noch vorhandenen Geländes läßt noch viele Möglichkeiten offen. Wir wollen hoffen und wünschen, daß wir noch manchen Bauabschnitt dieser Siedlung anfügen, daß wir noch manches Richtfest hier begehen können.

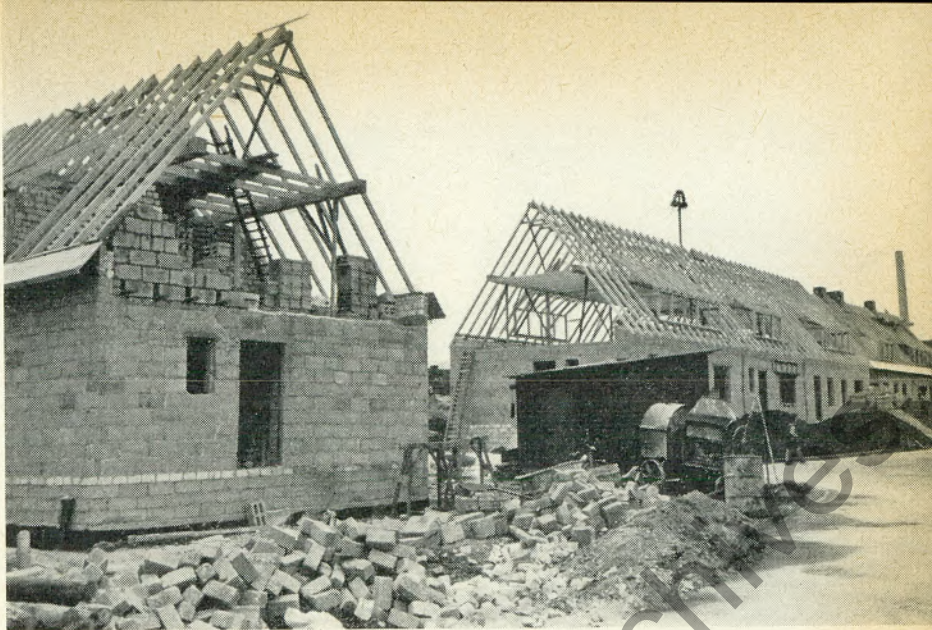
Ich sage Dank

den Herren der Westfälisch-Lippischen Heimstätte, die sich anerkennenswerterweise seit Jahren um unsere Siedlung bemühen.

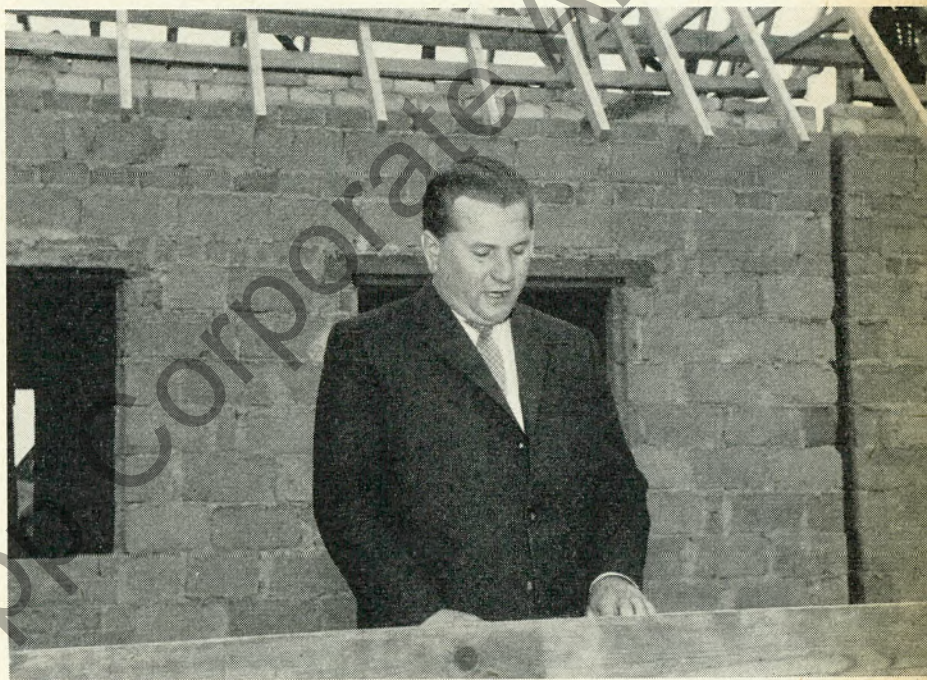
Ich danke den Behörden, die uns vielerlei Hilfe zuteil werden ließen.

Ich danke den Unternehmern, und ich danke vor allem den Arbeitern vom Bau, die hier so fleißig und gut geschafft haben.

Den Kollegen und ihren Familien wünsche ich, daß sie in ihren Heimen viel Glück und Freude haben, daß vor allem über die ganze Siedlung und über uns alle die Sonne des ungestörten Friedens scheinen möge. Hierzu ein herzliches Glückauf!



Ein Teil der neuen Eigenheime



Helmut Latta, stellv. Betriebsratsvorsitzender, bei seiner Ansprache

Sie werden bald in den neuen Heimen wohnen



Auf den Spuren der Annette von Droste-Hülshoff

Annette von Droste-Hülshoff, Jugendbildnis



Das Münsterland, die weite Ebene zwischen Niederrhein und Teutoburger Wald, ist die klassische Landschaft der Wasserburgen. In kaum faßbarer Zahl breiten sich die alten Herrensitze über das flache Land aus. Manche ragen mit Türmen und hohen Wohnflügeln aus der Ebene auf und grüßen weithin den Ankömmling, andere verbergen sich in Wäldern und Parks und überraschen mit ihrer unvermuteten Erscheinung den Wanderer.

Diese letzteren sind zumeist bescheiden und schlicht in ihrer baulichen Gestaltung, hatten auch kaum Anteil am Zug der größeren Geschichte, waren oft nichts weiter als schloßartige Häuser kleiner Adelsgeschlechter. Und doch werden gerade sie dem Besucher von heute zum schönen Erlebnis, trifft man doch bei ihnen auf jenen reizvollen Einklang zwischen Natur und Bauwerk, der den eigenartigen Zauber der westfälischen Wasserburgen ausmacht. Da verbinden sich Gebäude, Wasserflächen, Bäume und Gesträuch zu einem angenehm belebten Anblick und schaffen Orte von stiller Romantik und verhaltener eigenartiger Schönheit.

Haus Hülshoff

Einer dieser reizvollen Plätze im Münsterland ist mit einem großen Namen der deutschen Dichtung verknüpft: Haus Hülshoff, unweit westwärts von Münster gelegen. Hier wurde im Jahre 1797 Westfalens Dichterin Annette von Droste-Hülshoff geboren.

Das Geschlecht der Droste zu Hülshoff ist uralte, schon um das Jahr 1000 nachzuweisen. Im 13. Jahrhundert trat ein Vorfahr der Dichterin als Droste (d. h. Truchseß) in die Dienste der Münsteraner Domherren; Amt und Titel des Droste wurden in dem Geschlecht erblich. Der Stammsitz der freiherrlichen Familie, die Geburtsstätte der Annette, Haus Hülshoff, ist ein schlichter zweiflügeliger Bau aus dem 16. Jahrhundert: glatte, schmucklose Mauern, nur belebt von den zahlreichen Fenstern. Doch ist diese Wasserburg wohl eine der schönsten und romantischsten im Münsterland. Eine fast geheimnisvolle Stille und Klarheit ist dem Orte eigen: Die einfachen, ruhigen Umrisse der hohen Mauern setzen sich in der regungslosen Wasserfläche fort, so daß der Bau zu schweben scheint, Bäume und Gesträuch treten nahe heran, hier und dort öffnet sich das Land in weiten Wiesen.

Kann man sich für Westfalens große Dichterin der Romantik eine andere Geburtsstätte vorstellen als diese Wasserburg?

Clemens August von Droste-Hülshoff, der Vater der Dichterin, war ein milder, gutmütiger Herr, den hohe und vielseitige Bildung und vollendetes Geigenspiel auszeichneten. Ihre Mutter schildert die Dichterin als eine „kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die die Zügel nur hält, weil eben der Herr zu gut sei, um mit der schlimmen Welt

auszukommen.“ Zu der Mutter, die die Tochter überlebte, stand die Dichterin zeit ihres Lebens als gehorsames Kind, beugte sich gern unter dem Willen dieser starken und geistig hochstehenden Persönlichkeit, unterwarf auch ihre Werke dem Urteil der Mutter.

Kindheit und Jugend verbringt Annette mit drei Geschwistern auf Haus Hülshoff und in der Stadtwohnung der Familie in Münster. Schon früh zeigen sich bei dem kränklichen Kind ungewöhnliche Geistesgaben, besonders eine hohe Empfindlichkeit und Sensibilität des Gemütes, die der Familie und dem Freundeskreis zu mancher Besorgnis Anlaß geben.

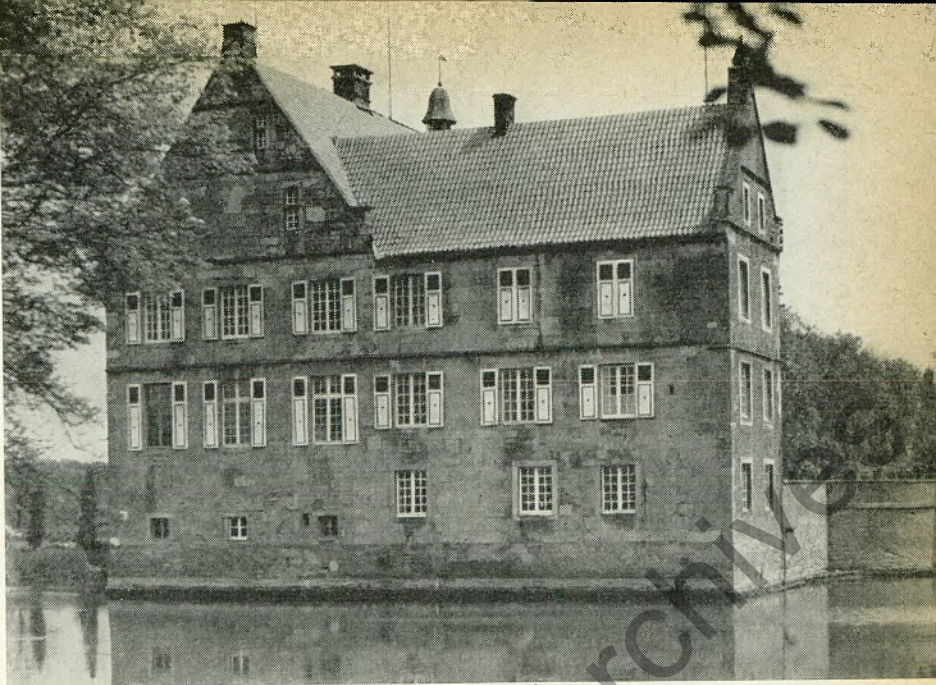
Im Alter von sechzehn Jahren schreibt Annette ihre ersten Gedichte, zarte, empfindsame, sehnsüchtige und melancholische Verse. Manche Reisen zu Verwandten und Freunden unterbrechen ihr zurückgezogenes Leben auf Haus Hülshoff. Sie tritt mit Kreisen junger Romantiker in Verbindung, besucht in Kassel die Gebrüder Grimm.

Rüschhaus

Im Jahre 1826 stirbt der Vater der Dichterin. Werner, der älteste Sohn, übernimmt Haus Hülshoff. Die Mutter siedelt mit ihren Töchtern Annette und Jenny auf ihren Witwensitz, das nahe, aber noch einsamer gelegene Gut Rüschhaus über.

Dieser ländlich-idyllische Herrensitz war schon längere Zeit, bevor Annette dort für viele Jahre Wohnung nahm, mit einem großen Namen der westfälischen Kunst verbunden: Johann Conrad Schlaun, Schöpfer des Erbdrostenhofes und des fürstbischöflichen Schlosses zu Münster, der letzte geniale Barockbaumeister in Deutschland, hatte sich Haus Rüschhaus als eigenen Sommer- und Landsitz um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet. Seine Erben verkauften das Gut an den Vater der Annette, der es zum Witwensitz der Familie bestimmte.

Das Hauptgebäude von Rüschhaus ist vom Typ der münsterländischen Bauernhäuser. Unter dem einen großen, tief heruntergezogenen Dach befinden sich Wohnräume, Tenne, Ställe und Speicher. Kaum etwas würde dieses Gebäude von einem der sonstigen stattlichen Bauernhäuser des Münsterlandes unterscheiden, hätte der Baumeister und erste Eigentümer Schlaun nicht die beiden Giebelseiten in schöner und origineller Weise gestaltet. An der Hofseite wird das Scheunentor von kräftigem, geschwungenem Rahmenwerk wirkungsvoll umgeben, so daß eine bewegte, imposante Front entsteht. Das Gesicht der Gartenseite mit den Fenstern der Wohnräume ist feiner und edler gebildet. Die Fensterumrahmungen aus hellem Naturstein heben sich schön von dem roten Ziegelmauerwerk ab, zart schwingend steigt die Mitte mit der Flügeltür, dem Wappen und dem rundbogigen Fenster auf und



Haus Hülshoff bei Münster

scheint zwischen den lebendigen „Säulen“ aus Efeu leicht hervorzutreten.

In diesem Kleinod spätbarocker Baukunst lebt und arbeitet die Dichterin fortan bis zu ihrer endgültigen Übersiedlung nach Meersburg. Im „Schneckenhäuschen“, so nannte sie ihr schlichtes Arbeitszimmer, entstehen die großen, breitangelegten Verserzählungen „Das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard“, „Des Arztes Vermächtnis“, „Die Schlacht im Loener Busch“, mit denen die Dichterin dann auch bald zum erstenmal vor die Öffentlichkeit tritt. Doch

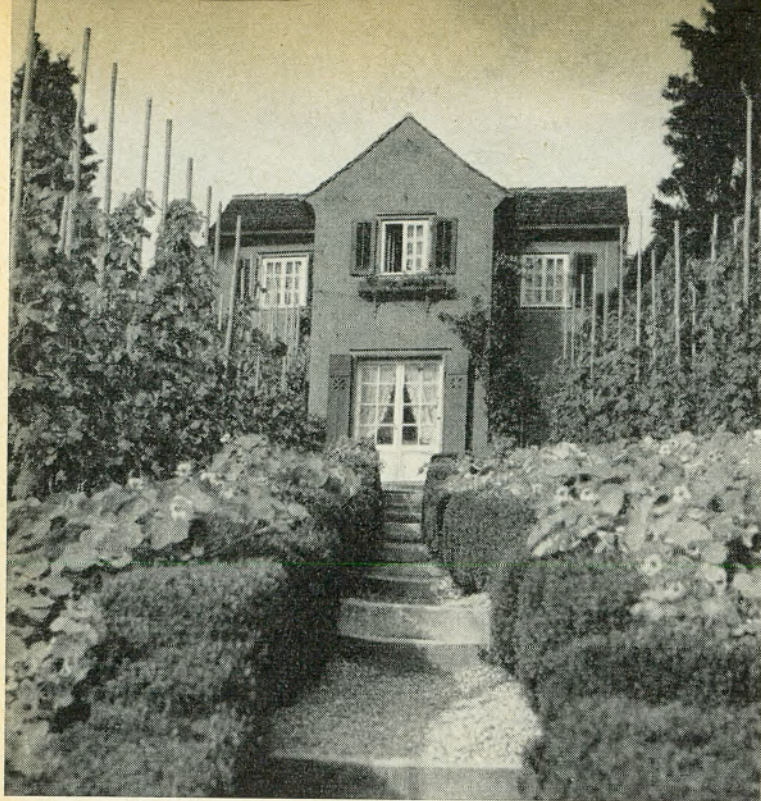
wird diese erste Veröffentlichung ein enttäuschender Mißerfolg, nur wenige Geister wie Grimm, Freiligrath und der ihr befreundete Levin Schücking loben das kleine Buch.

Meersburg

Inzwischen hatte Annettes Schwester Jenny das stille Rüschhaus verlassen und war als Gattin des Freiherrn von Laßberg auf dessen Schloß im Schweizer Thurgau übersiedelt. Damit verlor die Dichterin den Menschen in ihrer Familie, der an ihrer dichterischen Arbeit verständnisvoll und innerlich Anteil

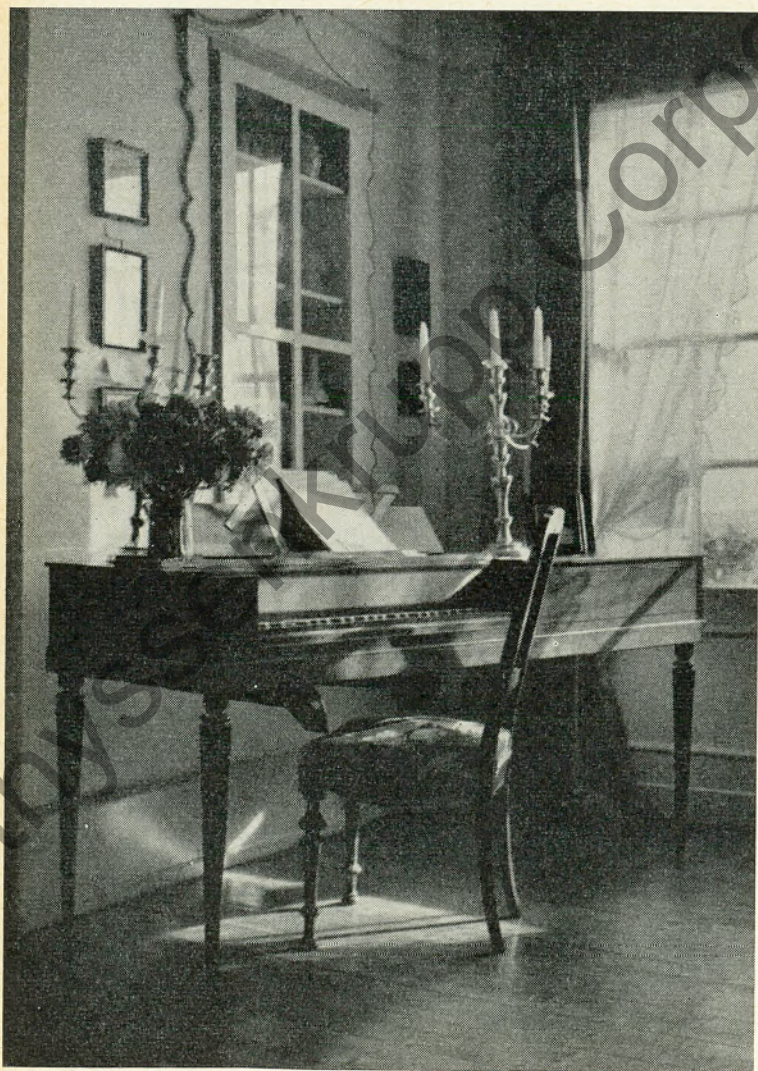
Haus Rüschhaus bei Münster





Das „Fürstenhäusle“ bei Schloß Meersburg

Das Musikzimmer der Dichterin im „Fürstenhäusle“



nahm, und Rüschaus wurde noch einsamer. Aber nun bot sich der immer kränkelnden Annette die Gelegenheit, das gastfrohe Haus von Schwester und Schwager im milderen Süden des öfteren für einige Wochen oder Monate aufzusuchen. Als der Freiherr von Laßberg das uralte Schloß Meersburg am Bodensee von der badischen Regierung erwirbt, verbringt die Dichterin den Winter 1841/42 dort in der ehrwürdigen Burg über dem See.

In diesen Monaten, die sie die schönsten ihres Lebens nennt, entfaltet sich ihre ganze schöpferische Kraft, einen großen Teil ihrer besten Gedichte schreibt sie in diesem Winter nieder: Die Heidebilder mit dem berühmten „Knaben im Moor“, schöne Verse, die Landschaft und See besingen, die das uralte Gemäuer der Burg mit geheimnisvollem Leben der Vorzeit anfüllen.

Das „Fürstenhäusle“

Nach diesen erfüllten Winterwochen kehrt die Dichterin nach Rüschaus zurück. Allgemach begründen manche Veröffentlichungen, darunter die Novelle „Die Judenbuche“, ihren dichterischen Ruhm. 1844 erscheint die zweite Ausgabe ihrer Gedichte, die ein großer Erfolg wird und den Namen der westfälischen Dichterin weithin bekannt werden läßt. Das Honorar, das ihr dieses Buch einträgt, verwendet sie für den Erwerb des „Fürstenhäusles“, jenes bescheidenen Gartenhauses, das hoch über dem Städtchen Meersburg nahe dem alten Schloß inmitten eines Rebgartens gelegen ist und einen herrlichen Blick auf See und Alpen gewährt.

Aber erst 1846 siedelt die Dichterin in ihr neues Eigentum über. Ihre Gesundheit, die zeit ihres Lebens nie besonders gut war, ist jetzt schon derart zerrüttet, daß die lange Reise zu einer furchtbaren Strapaze wird und Annette, in Meersburg angelangt, monatelang todkrank daniederliegt.

Wohl treten noch leichte Besserungen ein, so daß sie wieder Spaziergänge unternehmen kann. Aber sie täuscht sich nicht über ihren Zustand. Arbeiten kann sie kaum mehr in diesen letzten Monaten, nur noch einige Gelegenheitsgedichte entstehen.

Im Frühling des Jahres 1848, als die Woge der Revolution durch Deutschland geht, stirbt Annette von Droste-Hülshoff und wird in einem stillen Winkel des Meersburger Friedhofes beigesetzt.

Das Leben der großen westfälischen Dichterin war arm an äußeren Ereignissen, aber um so reicher an innerem Erleben. Folgt man der Spur der Annette, so stößt man kaum auf Interessantheiten besonderer Art, aber an den Stätten ihres Lebens und ihrer Arbeit, in den stillen, schlichten Räumen von Rüschaus und Meersburg, begegnet man der edlen und feinen Geistes- und Wesensart dieser bedeutenden Frau.

Fritz Endemann



Das Weibchen weiß, daß Herbert Seemeyer (auch von der Zunft) ihr das Nest mit den wenige Tage alten Jungen gleich wiedergibt

Hochöfner und Heiratsvermittler

Freizeitfreuden und -sorgen mit Kanari & Cie

Bruno Meise, Anstreicher in unseren Sozialwerkstätten, der sich soeben drei Kanarienvögel als Grundlage für eine eigene Zucht bestellt hat, auch dabei, zu Hause alles für eine bescheidene, aber genau nach Vorschrift zu richtende Hecke vorzubereiten, wälzt natürlich auch von erfahrenen Züchterkollegen entlehene Fachliteratur. Da fällt ihm eine Anno 1716 geschriebene „Curieuse Nachricht von den Canarienvögeln“ in die Finger, in der vieles so „ähnlich den heutigen Zuchverhältnissen entspricht“, daß der „Kanarienfrend“, das Fachmitteilungsblatt der Kanarienzüchter und Vogelliebhaber, sie für würdig befand, in ganzer Länge der Jubiläumsnummer von 1957 eingefügt zu werden. Da heißt es u. a.: „Noch anderer Hähne Bosheit ist so groß, daß sie das Weibgen, so ihnen zugestellet wird, gar todt beißen, und daferne es schöne Hähne seyn, welche wohl aussehen und gut singen, möchte mancher gleichwohl gerne solche zum Hecken gebrauchen, als kann dißfalls folgentlich verfahren werden: Man nehme zwey Weibgen, welche nicht allein groß und stark, sondern auch, wenn es seyn kann, ein Jahr älter als der Hahn seyn: solche zwey Weibgen setze man etwa 2 Monate vorher in einen Bauer beysammen, damit sie einander gewöhnen. Wenn nun

die Heckzeit herbey kömmt, da sie pflegen gepaaret zu werden, thut man den Hahn zu ihnen hinein, da denn derselbe seiner bösen Gewohnheit nach etliche Tage auf die Weibgen loßbeissen werd, diese aber setzen sich sodann zur Wehre dergestalt, daß der Hahn anfängt, weil er nichts mit Gewalt ausrichten kann, sich aufs beste und in aller Liebe zu ihnen zugesellen, und werden gleichsam die glücklichsten Ehen auf solche Weise zuwege gebracht.“

„Ehekrieg auch noch?“

denkt sich der Züchter in spe, „das hat mir gerade noch gefehlt. Als wenn ich nicht schon genug damit zu tun gehabt hätte, mir auf der Vereinsausstellung von ‚Ideal‘ alles Hecktechnische einzuprägen und dann, sogar im Fernsehen, die ganzen ‚Touren‘ auswendig zu lernen! Holrolle, Wasserrolle, Klingelrolle, Knorren, Schokkeln, Glucken und Pfeifen sind positiv, Schwirren, Schnarren und Schnettern dagegen negativ. Solche ‚Fehl Touren‘ sollten sich meine gar nicht erst angewöhnen. Was heißt ‚meine‘! Wenn der Hahn, den ich da bestellt habe, vielleicht gerade so ’n Beißer ist, kriege ich womöglich gar keine! Muß doch mal den Alfons fragen.“

Alfons Hufnagel vom Hochofen hat nicht nur mehr Erfahrung, sondern er kann

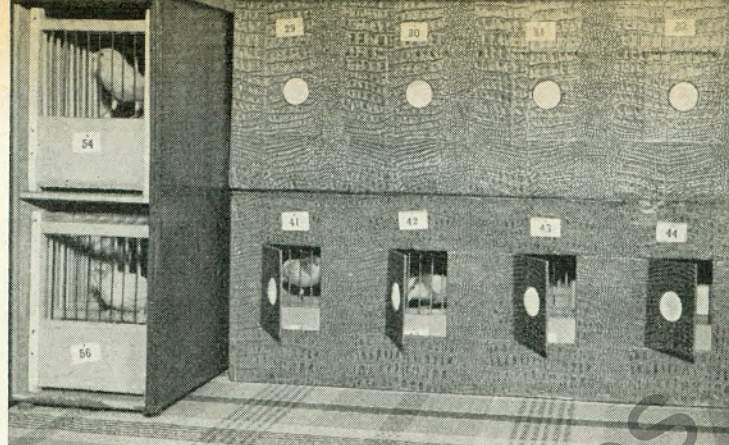
unter seinen Erfahrungen mit Kanari & Cie (worunter Frau und Nachkommenschaft des fröhlichen Sängers zu verstehen ist) z. B. aufwarten mit dem 5. Preis, den er 1958 in der Vereinsausstellung des „Kanarienzucht- und Vogelschutzvereins Ideal“, Dortmund, mit 324 Punkten errang. 324 Punkte berechtigen den Züchter, der sie erreicht, zu den schönsten Hoffnungen, denn z. B. zur Teilnahme an der Deutschen Meisterschaft wird nur ein Züchter zugelassen, der mindestens 321 Punkte erzielt hat. Erster Vereinssieger war Wilhelm Schwarz, Fliesenleger aus Hombruch, mit 336 Punkten, und zweiter der Vereinsvorsitzende Bernhard Heinrichsrüscher mit 333 Punkten geworden. Zum Wettbewerb werden nur junge Vögel zugelassen, die also im Frühling des gleichen Jahres auf die Welt gekommen sind. Nur einer aus der Jungzuchtklasse kann Meister werden.

„Auf Kommando singen!“

Prämiert werden die Kanarienvögel in einem kleinen Raum von einem Preisrichter, der sich jeweils einen Stamm — 4 Vögel — eine halbe Stunde lang anhört und ihnen dann Punkte verleiht. Er muß dabei die „Touren“ erfassen und auseinanderhalten, und für den Züchter kommt es darauf an, daß seine Vögel die Zeit von einer halben



So sieht eine moderne Kanariennecke aus. Die Väter in den „Einzelkabinen“ sorgen durch perlenden Gesang dafür, daß die Mütter bei Laune bleiben und die ausschlüpfenden Kleinen gleich in der richtigen Tonart empfangen werden



In vorgeschriebener „Verpackung“ gelangen die „Meistersinger“ auf die Walstatt des „Sängerkrieges“

Stunde auch „nutzen“, d. h. „auf Kommando singen“. Das Kommando besteht darin, daß sie aus den vorgeschriebenen Ausstellungskästen bzw. Koffern oder Transporttaschen für eine Kollektion, wo sie mit genügend Luft im Dunkeln sitzen, ans Licht kommen und dort gleich zu fressen und zu singen beginnen, eventuell nach Ansprache oder auf ein leise lockendes Pfeifen des Preisrichters hin.

Pech hat man, wenn sich Hans oder Hänschen oder Peter auf dem Transport ein bißchen verkühlen und beim Vorführen mit belegter Stimme aufwarten.

Bitte, nicht lachen!

Oder wenn sie — was selten vorkommt — nervös oder verschreckt sind und dem Preisrichter eine halbe Stunde lang stumm gegenüberstehen. Dann ist es aus für dieses Jahr und für diesen Stamm, der ja im nächsten Jahr zu den „alten“ Vögeln gehört!

Auf die Aufgaben eines Preisrichters muß man sich 5 bis 8 Jahre lang durch züchterische Übung und Spezialkurse, endlich durch eine Preisrichterprüfung vorbereiten. Das Preisrichten reicht ja bis zur höchsten, internationalen Ebene. Die goldene Medaille, die Bundesmedaille und höhere Preise winken. Bernhard Heinrichsrücher hat allein im letzten Jahr hier und auswärts 1600 Vögel „gerichtet“. Wenn die alljährliche Vereinsausstellung vorbei ist, die stets den Auftakt für Verbands- und Meisterschaftsausstellungen bildet, setzt er sich mit seinen Vereinskameraden zum nachträglichen „Abhören“ zusammen. Ein Stamm von 4 Vögeln wird — ähnlich wie vorm Preisrichter — nochmal vorgestellt, damit sich mancher Züchter für das Behalten oder den Erwerb eines Vogels entscheiden kann, der ihm für seinen Bestand und seine Züchterziele besonders geeignet scheint.

Der Gast, der andächtig dabeisitzt, schaut auf die vier übereinanderstehenden

kleinen Käfige, meint ein paar Läufer, Triller oder Piepser zu vernehmen, die neben ihm mit anerkennenden Worten wie „prima Pfeife“ oder „gutes Hohl“ und „gut so! Allertiefste U-Lage!“ belegt werden. Er findet sich nicht zurecht: „Welcher von den vier singt denn jetzt?“ „Der oberste. Sie müssen nach dem Hals gucken.“

„Den Hahn kann ich für meine Zucht brauchen“

wird sich etwa unser Hochöfner Hufnagel entscheiden, nachdem er lange und eingehend geprüft hat, ob sich zwischen „Bewertungstouren“ voller Harmonie, Schmelz und Weichheit auch ja keine, dem Ohr unangenehme „Fehltonen“ eingeschlichen hat. Dann wird er sich zusichern lassen, daß ihm der Züchterkollege den Vogel verkauft, wenn der von der letzten für dies Jahr fälligen Ausstellung zurückkommt. Er hat auch seinerseits Bestellungen auf seine preisgekrönten Hähne entgegengenommen. Die Zucht des nächsten Jahres kann auf breitester Basis vorbereitet werden.

Die glücklichen Ehen, von denen eingangs die Rede war, werden durch eine sorgfältige Trennung der Geschlechter vorbereitet. Die Hähne bleiben, in Einzel- oder Sammelkäfigen gehalten, meist im Hause, während es sich empfiehlt, die Weibchen möglichst kühl zu halten, damit sie nicht zu früh auf Gedanken an Hochzeit, Ehe, Nestbau und Kinderzucht kommen.

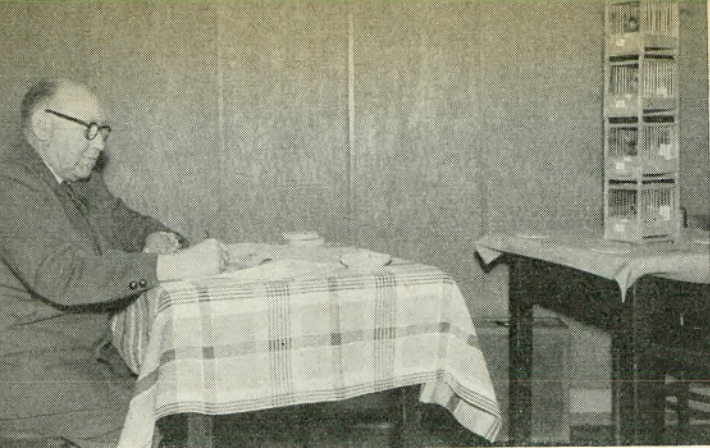
Mitte Februar werden nach sorgfältiger Auslese die ersten „eingebauert“, d. h. in einen nach modernsten Züchterfahrungen gebauten, auf Gummipropfen gesetzten, mit Wasserautomaten, Thermometer usw. ausgestatteten Käfig gebracht. Die Gummipropfen sollen die empfindlichen Eier und die ganz jungen Vögel (die nach der Zuchtvorschrift von 1716

von einem heftigen Donnerschlag getötet werden können!) vor Erschütterungen schützen.

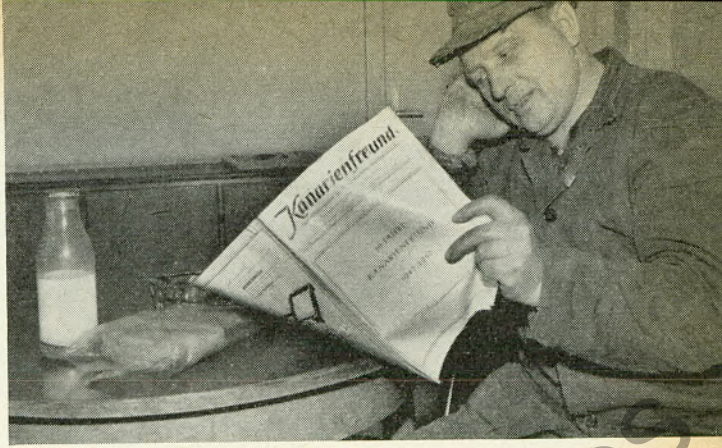
Ein Bündel Scharpie

aus den Abfällen der Textilfabriken bezogen, vervollständigt die Einrichtung, zusammen mit einem Körbchen, in das das Weibchen die Scharpiefäden einzeln zu tragen beginnt. Wenn das Nest halb fertig ist, kommt er, der herrlichste von allen Hähnen, entweder zu kurzem, vom Züchter genau notierten zärtlichen Besuch („Einzelhecke“) oder zwecks „Gesellschaftshecke“ für die Dauer des ganzen Familienlebens, das er dann in allen Abschnitten teilt: Nestbau, Brüten, Füttern. Die ersten Eier, die das Weibchen legt, nimmt der Züchter heraus und hebt sie gut und erschütterungsfrei auf, bis die erwartete Zahl von 5 bis 6 erreicht ist. Die herausgenommenen ersetzt er solange durch künstliche Eier. Das ganze Manöver soll erreichen, daß alle möglichst zur gleichen Zeit „ausfallen“, am 14. Tage nämlich, und daß dann keines der unendlich zarten, fast nackten Jungen benachteiligt wird. Nun nämlich beginnt das Wunder der Aufzucht, das einmal durch Spezialfutter erreicht wird, 11 Minuten lang gekochtes Eigelb, feinst vermengt mit Zwieback, Mohnsamen und geriebener Mohrrübe, und zum anderen dadurch, daß „die Alte“ dieses Krafftutter in ihrem Kropf vermengt mit dem, was der Züchter ihre „Muttermilch“ nennt, um es dann den Jungen durch die aufgesperrten Schnäbelchen in die winzigen, das Futter speichernden Kröpfchen zu schieben. Volle Kröpfe bei den Kleinen deuten auf ein gutes Futterweibchen (oder -männchen) hin.

Liegt noch ein Ei zwischen vier „ausgefallenen“ Vögelchen, so wird der Züchter es auf einen Augenblick in sein Ohr legen, hört er was, so werden es heute abend fünf sein...



Nun singt man los, ihr Hänchen! Eine halbe Stunde lang wird der Vereinsvorsitzende Bernhard Heinrichsrücher — hier als Preisrichter — euch ebenso aufmerksam wie kritisch zuhören



Bruno Meise, der werdende Kanarienzüchter, beim Studium des Artikels von Anno 1706 über die zänkischen Männchen: „Wenn sie sich nun beißen . . .?!“

Kinderstube, Schule, Universität

Die mit bezifferten Ringen versehenen, in ihrer Entwicklung sorgfältigst per Tagebuch und Stundenbuch verfolgten Jungvögel, deren Speisezettel allmählich durch Haferflocken und sehr sorgfältig ausgesuchten Löwenzahn bereichert wird, können nach 26 Tagen allein fressen, sind selbständig und kommen in die Kinderstube, in der es nur Einzelplätze auf kleinen, spitzgiebligen „Dächern“ gibt — um der Verträglichkeit willen. Sauberkeit! Regelmäßigkeit! Nur kein Durchzug!

Der Kinderstube entwachsen, die zum vorbeugenden Schutz gegen Schädlinge mit einem desinfizierenden Mittel ausgewaschen worden ist, kommen sie in die Schule. Dort gibt es auch Stangen, auf denen man nebeneinander hocken und einander ins Ohr zwitschern kann, was man den Hähnen abgelauscht hat. Der Züchter sitzt dabei und macht seine Beobachtungen. Er merkt sich die jungen Hähne vor, die er im Oktober aussuchen und in kleine Kästen setzen will, so daß sie einander sehen können. Während dieser Zeit nehmen sie ihr Studium auf; nach zwei bis drei Wochen kommen sie in Klausur, d. h., sie werden so getrennt, daß sie einander nicht mehr sehen, wohl aber noch hören können. Fünf Wochen lang, sechs Wochen lang „studieren“ sie . . . Und dann ist die Zeit für die Reifeprüfung gekommen, oder fürs Staatsexamen: Die Vereinsausstellung leitet die Ausstellungen des Jahres ein.

Nach Amerika verpflichtet

Man darf ohne Übertreibung sagen, daß ein Hänchen, der das im ersten Jahre absolviert, kaum aus dem Ei gekrochen, sozusagen schon einiges mitgemacht und die Verwöhnung in irgendeiner Liebhaberfamilie redlich verdient hat. Die zumal, die vom „Ideal“ 1958 nach Amerika verpflichtet und in einem Spezialkäfig zu sechsen von Düsseldorf-Lohausen in 18

Stunden nach Long Island (New York) geflogen worden sind, als Wegbereiter für viele deutsche Hänchen, die den „sweet little birdies“ in Amerika die Flötentöne beibringen sollen.

Operation geglückt — Patient lebt!

Hierzu erfahren wir aus unserer Belegschaft ein kleines Erlebnis aus den letzten Wochen, das ebenso tapfer anmutet, wie es rühren kann: Im Mittelpunkt steht Hänchen, sehr geliebt, zutraulich und so zahm, daß er in der Wohnung frei herumfliegen darf. Aber auch zahme Hänchen sind manchmal unberechenbar und infolge ausgedehnter Schrecksekunde vielleicht kopflos. Diesem Hänchen und seinen Vizeeltern jedenfalls passierte das Unglück, daß der kleine Vogel beim Wiedereingefangenwerden auf irgendeine nicht ganz geklärte Weise einen Stoß erhielt und daß eines seiner Beinchen dem, der ihn endlich in der Hand hielt, seltsam lose vorkam. Da man nicht wußte, wie man sich verhalten sollte, barg man Hänchen erst einmal in seinem Käfig, allwo er sich wieder einrichtete, aber auf einem Beinchen hockend. Es war schmerzlich anzusehen. Tierarzt? Unglücklicherweise war Wochenende, und ebenso unglücklicherweise kam der Rat eines mit Kanaris und ihren Leiden Vertrauten erst am Sonntagabend . . .

Der am Montag aufgesuchte Tierarzt versuchte, mit Penicillinsalbe und Verband wieder „Leben in das Bein“ zu bringen. Aber es war zu spät. Mittwochs wurde das nutzlos gewordene Glied amputiert. Ohne Narkose, denn es war ja schon so gut wie abgestorben. Einfach abgekniffen. „Tschief!“ sagte Hänchen und ließ sich heimtragen. Auf der Stange balancierte er ein bißchen herum, auf dem Käfigboden auch. Manchmal kippte er, denn er litt — aus guten Gründe — an Gleichgewichtsstörungen, vorübergehend. Am Donnerstag früh weckte Hänchen seine betrübt

Vizeeltern mit dem üblichen schmetternden Gesang. „Es ist doch wohl nicht möglich?“ Es war möglich. Und den leise schmerzenden Anblick seiner Wunde suchte er ihnen — taktvoll — zu ersparen, indem er den Stumpf (und damit das andere Füßchen auch) sorglich mit Federn bedeckte, sobald er sich für längere Zeit auf der Stange niederließ.

Das — hier zu spät gekommene — Rezept bei Beinbruch eines Vögelchens aber lautet: Sofort schienen! Man braucht nur zwei Streichhölzer, eines rechts, eins links, ein weiches, breites Bändchen drum. Dann gleich zum Tierarzt. Es heilt bestimmt wieder an.

Umgeben von Urkunden und Ehrenpreisen der letzten Ausstellungen, veranstaltet Schmelzer Alfons Hufnagel eine „Generalprobe“ mit seinen Hänkes



Mitten im Kohlenpott

Auf Einladung unserer Hauptbücherei las Otto Wohlgemuth, der alte und bekannte Dichter der Arbeit (vgl. März-Ausgabe, S. 152—155), am 3. Juni vor einem sehr interessierten Kreis aus seinen Werken.

Geisterbelegschaft im Siegerland

Nachts rinnen viel heimliche Quellen,
das Wasser der Bergstrosse braust.
Die Honschaft der Stollengesellen
in einsamen Abstürzen haust.
Denn still liegt die Grube, schon lange.
Im Huthaus, hordh, tappt es heran.
In der Füllbank, drunten im Gange,
schlägt leise die Knappschaft die Zauberschicht an.

Denn die toten Kameraden, die bleichen,
sind nachts im Gesenk und vor Ort.
Sie peilen im Aufhaun, im Streichen,
im Traume die Stufen noch fort.
Sie schürfen das Erz im Gesteine
aus Quarz und aus Grauwacke hart.
Im Anbruch, im sickernden Scheine,
klingen scharrend Fäustel, Eisen und Part.

Feucht plätschern vom Hangenden kühle
Quellrinsale in ihre Wacht.
Sie trümmern im grauen Gewühle
die Diagonale im Schacht.
Ach, all das Geschehn, die Gewalten
des Schicksals seit Urahn und Ahn.
In Stürzen und Abhaun und Spalten
wird alles noch immer wie ehedem getan.

Sie pochen und bohren und rufen,
es rumpelt im Rolloch, im Stoß.
Noch wachsen Kristalle und Stufen
im finsternen Erdschoß.
Tief glimmert die Glut im Verharren,
denn der Schacht liegt zu Bruch — doch vielleicht
wird dereinst das Gebälk wieder knarren,
wenn nur einmal wieder der Förderkorb steigt.

Die Satzung heißt: Bergbau muß bleiben,
muß bleiben, wie's immer so war.
Drum müssen die Toten noch treiben
und vormuten, wunderbar.
Beim Scheine der Bergwetterlichter
tun seltsame Dinge sich auf.
Die Knappen sind Träumer und Dichter,
geheimnisvoll geht in der Nacht ihr Glück auf!

Sie wissen: Die Erzstufen schweben
im Abgrunde, ewig bereit.
Der Schachtbaum wird mächtig sich heben
zur glücklichen, schaffenden Zeit.
Viel Gänge noch wägen die Wände,
wenn nur, wenn der Bergbau nur hält.
Herzdrusen in schimmernder Blende,
getreu ist die Knappschaft. Es weiß es die Welt.

Noch liegen versunken die Zechen,
gestundet das Podwerk, die Kau.
Einst werden die Vesten aufbrechen,
dann klingt wieder Hammer und Hau.
Dumpf flackern und schwelen die Schwaden,
denn die Geisterbelegschaft wacht.
Das Berggeschrei rufen die Nachtkameraden —
seht, seht doch! Schon drehn sich die Räder im Schacht!

Altes Eisenbergwerk

Im westfälischen Siegerlande
ein Eisenbergwerk träumt in grüner Wälderwelt.
Der Karrenweg ist überwachsen,
die düstere Schachthalle verfällt.
Birken stehn beim verwitterten Stollenmund.
Eingesunken liegen Erztrumm, Rostofen und Kaue.
Unten, tief im Gesenk des Berges,
gähnen die Aufbrüche, Fördergänge und Firstenbaue.

Bei der Stürzhalde hoppeln die Hasen.
Über die Waldschluchten der Habicht schwebt.
Welch wundersame Abendsonne
über den moosigen Forsten webt.
Dann wird alles dunkel.
Alles ist ruhig. Kein Lampenschein.
Im Nebel wallen die Landahnen.
Unsichtbare lauschen in den Schacht hinein.

Nahe beim Zechenhouse stehn Wettertannen,
die im Winde sich wiegen und immer sausen.
Drunten im Bergwerk die Wasser in den Strossen
fließen im Versunkenen, murmeln und brausen.
Leises Hammergedröhn dringt herauf aus den Örtern,
wo die Ruhelosen, die Geisterkamaradschaften hausen.

Denn der Schacht liegt schon lange in Stundung,
nicht Hauer noch Häspeler fährt im Eisenstuhl.
Sie ackern auf ihren kargen Kotten,
haben ihre Not im Bergwinkel, im Grastal und im Suhl.
Ernten Hafer, Kartoffeln, suchen Bickebeeren,
hacken Hauberge, weben die Leinwand.
Sie machen Holzschuhe, arbeiten im Steinbruch,
fromme Stöllnerbauern dort im einsamen Land.

Wenn einer aus der Bruderschaft gestorben,
holen sie die Bergwämser, die Schachtfahne heraus.
Brennen die Grubenlampen auf dem Tische
beim schlichten Leichenschmaus.
Dann schichtet weinend das blasse Weib,
des Toten Sohn oder sein blondes Enkelkind,
trauernd, sorgsam mit liebender Hand
die letzte Ehre ihm zu erweisen,
auf das Grab ein bergmännisch Schlägel und Eisen.
Ein Erinnerungsmal von den seltenen Kristallen,
die der tote Knappe in den Bergwerken fand,
drunten in den Gängen und Hallen.

Schöne Stufen und Steine.
Darin schimmern die Lichter der geliebten Heimat
bei Nacht im Mondenscheine.

Mann am Dampfhammer

Blaurauchend Feuerdunst durchwogt den Raum.
Die Säulenträger ragen, Baum an Baum.
Aus dicken Rohren grollt's und quirlt's herauf.
Betonkolosse zittern. Dampf wallt auf.
Der Hammerbau ragt finster über mir.
Vor meinen Schalterhebeln und Ventilen
steh ich, taglang, an meinem Platze hier.
Die Flanschen zischen in den Rädern spielen.
Schwarz ragt der Riese. Schwer. Titanenhaft.
Ein stählern Götzenbild urtiefer Kraft.
Es glotzt mich an aus glänzenden Gelenken,
Steilachsen, blanken, wuchtigen Gesenken.
Ein Machtbegriff, gesammelt und geballt,
ein Geistertraum gefährlichster Gewalt.

Im Aufbau schnurrt gespensterhaftes Raunen.
Mich packt ein ruhlos, unerklärlich Staunen.
Der Kameraden Zangen, scharf wie Planken,
verklammern sich in Poren und in Flanken
des glühenden Stücks im Amboßsattelschoß.
Jetzt schalt' ich ein! Jetzt saust es, gnadenlos!

Ein Wink! Ein Pfiff! Hoch ziehn die Eisenkeulen
des Schlägers Wucht empor in blanken Säulen.
Signal! Ein Griff! Hart haut ein schwerer Trieb!
Ein Sturz! Ein Wetterbrausen: Hieb auf Hieb,
und Schlag auf Schlag fällt, ungeheuerlich!
Wild, dunkelbrandig, bäumt das Eisen sich.
Rundum, drehn, drehn! Der Spießgriff knirscht und greift!
Die Ketten klingen starr. Der Schnapper kneift
und zwingt den Block fest in den Amboß ein —

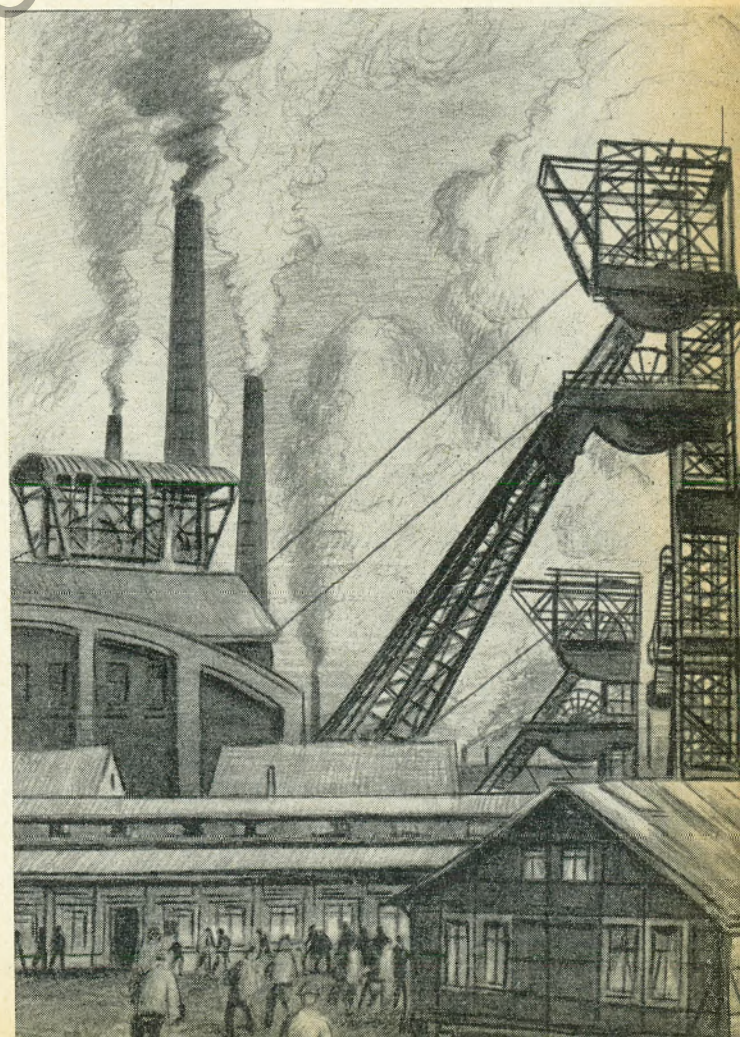
Still! Horch! Gib acht: Ich hör die Erde schrein!
Es knallt! Ich taumle! Drauf! Der Boden bebt!
Ein Riesennacken würgt sich, hebt und hebt
das Hammerwerk empor! Die Tiefe wankt!
Der Sockel bricht herauf! Der Amboß schwankt!
Der Berggigant bricht hoch im Glutgeflock!
Steigt! Rast und steigt! Da bäumt sich auf der Block!
Ich hör', ich hör' des Abgrunds drohende Stimme,
es grollt, es klagt herauf im dunklen Grimme:

„Narr! Unnarr! Mensch! Was soll dein arm' Gehetz?
Was störst du, Frevler, auf das Weltgesetz?
Warum beschwörst du mich im eiteln Tun?
Ich, Eisen, bin der Erde inneres Ruhn!
Ich, Eisen, bin die Macht, das Fundament des Seins!
Ich bin die Glut des fernsten, flackernden Scheins!
Ich bleibe, wenn der Erde Ball zerfällt!
Ich, Eisen, bin der Urschoß aller Welt!
Ich bin die Kraft, in der sich alles findet!
Ich bin der Strom, in den das All einmündet! —
Und wer bist du, Mensch?“ — Stopp! Es stürmt mein Hirn!
Hab ich geträumt? Heiß flackert meine Stirn. —
Der Vormann schreit: „Los, weiter, gottverdammte, paß auf!
Der Block ist doch noch rot! Nur drauf! Nur drauf!“



„Am Waldrand“, Kupferstich „Kalte Nadel“

Mitten im Koblenpott



Männer am Martinofen

Der Muldenarm mit Macht
kippt Masseln in das Loch.
Schnell, Schrott hinein und Gas.
Des Schmelzers Pfeife schrillt im Ohr.
Er äugt durch schwarzes Glas.
Schreit: Düsen dicht! Gebt acht!
Da schlägt hinein das Gattertor.
Aufwalmt der Flammen Pracht.

Der Bär elektrisch saust,
wirft sich ins Feuerbett.
Es knallt und singt und sirrt.
Hellsternig Flimmerschaum
gefächert strahlt und schwirrt,
daß mir im Blut schon schwindlig wird.
Wie grell, wie höllenheiß die Luft
durch die Kanäle braust.

Silizium frißt die Glut.
Hinein schwingt das Mangan,
steilt auf in Stichglutflammen.
Des Nickels Dämpfe prangen!
Die Sonne rast, sie ist gefangen!
Der Guß wird gut, wird gut!
In unseren Adern kocht und wühlt
wie Lava heißes Blut.

Zerfressen von dem grellen
Geschüttete glühn wir mit!
Die Waberlohe brüllt
und stiebt uns wirbelnd ein.
Es hat uns! Wir stehn eingehüllt
in unirdischen Hellen!
In einem zitternden Brandorkan
gewaltiger Donnerwellen.

Hoch durch der Schmelze Raum
Brandbündel knatternd jagen.
Uns hat ein mächtig Sakrament
in seinen Bann geschlagen.
Wild brodelnd quallt und wallt der Stahl.
Milchglühweiß blüht das Erz.
Wir wissen, daß uns im Ofen brennt
der Erde heilig Herz!

Der Kokillenmann schreibt einen Brief

„Dann ward der Walzwerkstahl in meinem Loch gegossen.
Die große Halle war von rotem Licht durchflossen.
Die Pfanne lief schon voll. Dumpf grollend kam der Kran.
Schwer stand der Bäuche Bau in meiner Grubenbahn.

Verankert hatte ich die Platten und Pflöcke.
Der Meister schrie: „Los, 'ran! Zuerst die großen Blöcke!“
Der Kurbelmann gab acht, rief das Signal: Es floß!
In sicheren Hafen glüh sich grell der Stahl ergoß.

Wie's uns umbrandete! Ich sah es kochend quillen.
Der Rauch, der Ruß umstob die Wände der Kokillen.
Es gluckste, spritzte, stieg, von Funken wild umsprüht.
Der Kreis der Männer stand, von Flammen ganz umglüht.

Hauer im Eisenbergwerk

Dort droben liegt die „Friedrich-Wilhelm-Grube“.
Das Trummwerk stuft sich ab dem Bergeshang.
Ich schlaf' im Bönn, nah bei der Steigerstube,
und Hauer bin ich tief im Doppelgang.
Ich hab mein Licht, hab meinen Preßluftbrecher.
Hab Schlag und Eisen, täglich fahr ich ein.
Hab meinen Schnaps, ich bin ein guter Zecher.
Ich breche Erz aus hartem Urgestein.

Vom Eisen träum' ich nachts in der Kabause.
Der Eisengang liegt mir wie Blei im Blut.
Es summt in Schlaf mich abends das Gesause
der Luftkompresse, und dann schlaf' ich gut.
Der Hochöfen Geramme tief im Tale,
der Gichte Nachtgesang, das stört mich nicht.
Ich bin ein Eisenbergmann, bin Westfale.
Ich fördre Eisen. Ich tu meine Pflicht.

So wahr ich Bergmann bin: Noch wächst das Eisen.
Aus ewiger Teufe bricht es noch herauf.
So wahr die Schwärme ewiger Welten kreisen.
Ich schrame für, die Kammern tun sich auf.
Es gärt mich Macht im tiefen Grund der Erde,
kristallisiert und drückt und hebt sich dumpf.
Aufwuchtet schwer das Urgesetz: Es werde!
Und meine Meißel sind fürwahr nicht stumpf.

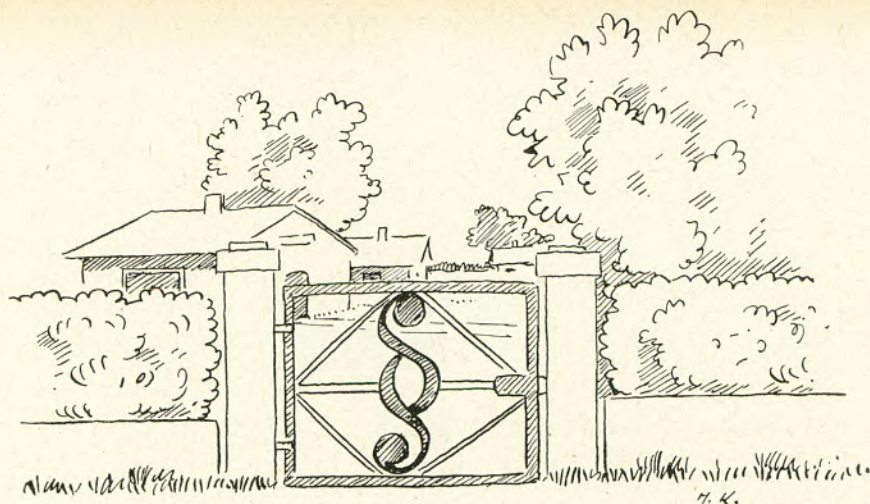
Der Berg, der Berg! O ihr, wie eine Klammer
umfaßt die Faust des Schlägels harten Stiel.
Hell klingt mein Bohrer im Gestein, mein Hammer,
bei Schlag auf Schlag im funkensprühenden Spiel.
Wenn der gesprengten Schüsse bebend Grollen,
wenn Schwaden wühlen, wenn die Düsen schreien,
lot ich noch immer gründiger die Stollen
tief in die Erdenewigkeit hinein.

Quarzflimmer sticht und krustet in den Poren,
die Silikose schleicht um meinen Mund,
wenn ich im engen Abhaun, weltverloren,
mich wühle in das Erz, in Felsengrund.
Ich schürf' noch tiefer, weiter muß ich treiben,
das Unerschlossene brech' ich auf im Schacht.
Ich bin und werde Eisenbergmann bleiben
in dunkler Nacht.

„Halt! Stopp! Die Hebel hoch!“ Die Sicherung klappte nieder.
Schon schwenkte sich der Kran zurück zum Abstich wieder.
Die Hitze hatte mich umlodert und umwellt,
als ob mich fressen wollt' die Glut der ganzen Welt.

Die Glocke schlug! Es ward schon wieder angefangen.
Platz muß' ich schaffen, schnell, hart klirrten meine Zangen.
Herauf stieg Block um Block. Mir brannte Stirn und Hand,
als ständ' ich ganz und gar in einem Höllenbrand.

Blaustarr, glutheiß der Stahl, ich kann es dir nicht sagen.
Die Blöcke muß' ich ziehn, muß' in den Brand mich wagen.
Und bin doch in diesem Bau ein kleines Rädchen nur.
Ich denk an dich, ich grüße dich, mein Mädal an der Ruhr.“



Der Paragraph an der Gartentür

Wie schön ist es, einen eigenen Garten zu haben, sich an seinem Blühen und Gedeihen zu erfreuen, und wieviel erholsame Stunden verdankt man ihm. Aber wie oft wird diese Freude vergällt durch ein Gestrüpp von Paragraphen, wenn man sich nicht rechtzeitig über sie informiert.

Herders Gartenbuch „Es wächst und blüht für Dich“ belehrt nicht nur über Anlage, Pflege und Schutz eines Gartens, es klärt auch auf über alle einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen, wie der nachfolgende Auszug zeigt:

Wer einen Garten hat, ob gekauft, gepachtet oder mit der Wohnung zusammen gemietet, muß über gewisse Rechte und Pflichten Bescheid wissen, die er damit der Gemeinschaft gegenüber erhält oder übernimmt. In unserem geordneten Staatswesen rankt sich eine Fülle von Paragraphen um jedes „Besitzverhältnis“ an Grund und Boden. Mit diesem kann man nicht einfach „machen, was man will“, wenn man ihn auch im Kauf zu eigen erworben hat; andererseits ist man auch als Pächter oder Mieter nicht allen Launen des Grundbesitzers ausgeliefert.

In allen Fällen ist es nötig, bei

Kauf, Pacht oder Miete

einen schriftlichen Vertrag abzuschließen. Gartenfreunde sind in der Mehrzahl friedliche Leute. Aber eben um des lieben Friedens willen sollen, nein müßten sie alle Punkte, über die es Streit geben könnte, von vornherein vertraglich so festlegen, daß selbst bei dem bösesten Willen keiner dem anderen etwas anhaben kann. Sie müssen also selbst vorher sehr genau wissen, was sie mit dem Pachtgrundstück anfangen wollen, und etwaige Änderungsabsichten, die ihnen später kommen, durch einen Nachtrag in den Vertrag aufnehmen lassen. Und sie müssen sich vollkommen darüber klar sein, daß der Vertrag auch für sie bindend ist!

Besonders wichtig ist die

Frage der Bepflanzung

mit langlebigen Gewächsen, wie Bäumen, Sträuchern, Stauden. Ein Apfelbaum oder ein Rosenbusch gehören nämlich in dem Augenblick, in dem ich sie in meinen gepachteten (oder gemieteten) Garten pflanze, nicht mehr mir, sondern dem Bodeneigentümer, also dem Verpächter. Ich kann sie also nicht, wenn die Pacht abgelaufen ist, wieder ausgraben und mitnehmen. Wenigstens nicht nach dem Gesetz. Dies berechtigt z. B. den Bodeneigentümer, auf Schadenersatz zu klagen, wenn ich die Bäume, Büsche oder Blumen (in dem Bewußtsein, daß ich sie doch selbst gekauft, gepflanzt und gepflegt habe) nach Streit und Krach und vorzeitiger Kündigung herausnehme, um etwa mein neues Pachtland damit zu bepflanzen. Auch Stauden sind in diese Bestimmung eingeschlossen — außer Dahlien, Gladiolen und ähnlichen nicht winterharten.

Wer also vorhat, Obstbäume, Ziergehölze, Beerensträucher, Stauden zu pflanzen, kann bei der Abfassung des Pachtvertrages gleich geltend machen, daß das Grundstück dadurch einen gewissen „Wertzuwachs“ erhält, der nach Ablauf der Pacht, etwa nach Beurteilung durch einen Sachverständigen, abgegolten wird. Die

Kündigung eines Pachtvertrages

muß laut Gesetz „am ersten Wochentag des Halbjahrs, das dem Kündigungstermin vorangeht“, ausgesprochen, vielmehr schriftlich abgegeben werden. Da nun das „Landpachtjahr“ mit dem 30. September zu Ende geht, muß also am 1. April oder, wenn dieser Tag ein Sonn- oder Feiertag ist, am 2. April gekündigt werden. Eine Kündigung, die später abgegeben wird, ist wohl gültig, aber erst für das nächste Pachtjahr.

Wichtig für uns sind die Paragraphen, die sich mit der Praxis gärtnerischer

Nachbarschaft

befassen. Zum Beispiel mit Arbeiten oder Anlagen im Garten, von denen vorauszusehen ist, daß sie störend auf den Nachbargarten einwirken werden. Nun haben die Länder jeweils ihre eigenen Vorschriften, wie weit solche Anlagen (Gebäude, die Schatten werfen, Gräben, die dem Land das Wasser entziehen könnten, und dergleichen) von der Grenze entfernt sein müssen. Wenn diese Vorschriften befolgt werden, dann darf der Nachbar erst klagen, wenn er tatsächlich doch geschädigt worden ist — worüber ein Sachverständiger gehört werden muß.

Erdbewegungen sind nicht erlaubt, die den Boden nahe der Grenze so vertiefen, daß Grenzzaun und Nachbarland abrutschen, und andererseits dürfen Erdaufschüttungen nicht so nahe der Grenze gemacht werden, daß der Boden den Zaun eindrückt oder auf das Nachbarland fällt. Auch Baumwurzeln, die in den Nachbargarten eindringen, können als Belästigungen empfunden werden.

Es kann auch sein, daß ein nahe der Grenze stehender Baum oder eine hohe Hecke die Pflanzen durch Schattenwurf schädigen oder daß sie dem Nachbarn irgendwie die Aussicht verbauen.

Es ist nicht ganz leicht, sich in dem

Paragraphengestrüpp

zurechtzufinden. In jedem Bundesland gelten andere Vorschriften, und jede Gemeinde hat noch ihre besonderen Bestimmungen. Jedem Gartenfreund kann nicht dringlich genug empfohlen werden, sich einem Gartenbauverein anzuschließen. Die kleinen örtlichen Vereine sind fast alle einem großen Landesverband angeschlossen, und dieser hat immer einen juristisch gebildeten Rechtsberater, der in kniffligen Fragen Auskunft und Rat erteilen kann. Auch wer jeglicher Vereinsmeierei abhold ist, hat große Vorteile durch den Anschluß an einen Verein. Manche Streitigkeiten können ohne richterlichen Spruch durch Eingreifen des Vereins beigelegt werden — Klagen bei Gericht oder Prozesse kosten Geld, haben immer einen üblen Nachgeschmack, und meist ist ihr Ausgang ungewiß.

AUS UNSERER HEIMAT

Die Kutscher schrien Mord und Brand

Als die Eisenbahn noch als Teufelswerk galt

Am 1. Juni 1847 wurde der Güterverkehr auf der Strecke Deutz—Dortmund eröffnet. Im Juli folgte die Strecke Dortmund—Hamm. Damit wurde das jahrzehntelange Bemühen von Fritz

Harkort und anderen Männern, wie Hansemann in Köln und v. d. Heydt in Elberfeld, von Erfolg gekrönt.

Man sollte annehmen, daß die Eisenbahn von arm und reich als verkehrsfördernd freudig begrüßt worden sei. Weit gefehlt. Brotneid, kleinlicher Geist und Aberglauben, der in dem Dampfwagen ein Teufelswerk erblickte, ließen die meisten abseits stehen. Der Hauptsturm aber ging von den Fuhrleuten aus. Denn bei der Anwendung von Dampfwagen würde die zahlreiche Masse der Kohltreiber, da ohnehin sieben Achsteile der jetzt dabei beschäftigten Pferde dann nicht mehr verwendet zu werden brauchte, plötzlich außer Tätigkeit gesetzt werden.

Ein anderer Menschenfreund, der ein weitsichtiges Sehvermögen besaß, schrieb dagegen: Unsere Kohlenfuhrleute bringen ihr Leben hin, müßig neben einer Karre hinzuschlendern und den bedeutenden Erwerb dafür in den unzähligen Schenken an der Landstraße in geist- und körperzerrüttendem Branntwein vergeudend. Die Eisenbahn aber ist das wirksamste Gegenmittel.

Auch der kleine, auf der ererbten Scholle sitzende Kötter war gegen die Eisenbahn, wie folgende überlieferte Geschichte beweist: Im Kreise Hamm wohnte eine solche Frau. Als ihr vom Nachbarn eines Tages gesagt wurde, auf ihrem Kartoffelacker sei ein Geometer am Vermessen, lief sie spornstreichs, wie sie stand und ging, zu ihrem Land und schnauzte den Geometer folgendermaßen an: „Ek liet't nit, un ek liet't nit, dat dä Isserbahn üöwer mine schäunen Erappelsfeller got. It Käls wietet vüör Unduegt nit mehr, waat it daun söllt“.

Aber all das Gegenstemmen gegen den Fortschritt half nicht. Die Bahn wurde gebaut.

Nur die Linienführung der großen Nordbahn, wie die Köln-Mindener Bahn genannt wurde, ließ weitsichtige Gedanken vermissen. Statt die Industriestädte Essen, Bochum, Dortmund zu verbinden, mußte Essen zum Bahnhof Altenessen, Bochum sogar nach Herne. Man sagte damals, Bochum bei Herne. Die Bahn führte um den Kern des Industriegebiets herum.

Der alte Bahnhof, abgebrochen 1912



Am 28. Dezember 1848 wurde die Bergisch-Märkische Bahn eröffnet. Zunächst war Dortmunderfeld Endstation. Der Dortmunder Bahnhof sollte einer der schönsten der ganzen Strecke werden. An Geld wurde nicht gespart. Es ist alle schon dagewesen! Auch damals schon gab es Schieber und Konjunkturritter. Wenn ein Wagen mit Baumaterial vor dem Bahnhof erschien, wurde er notiert. Statt nun den Wagen zu entladen, fuhr der Mann mit dem Wagen um den Bahnhof herum zur Westerviehgasse (heute die Schützenstraße), um nach einer Schnapspause frisch und unverzagt von neuem den Wagen vor dem Bahnhof notieren zu lassen. 65 Jahre hat der alte Bahnhof dem Verkehr gedient.

Stammtisch äin Uhr diättig

Auch die alten Dortmunder waren schon „Klebpflaster“

Wenn drei Deutsche beim Bier zusammensitzen, gründen sie einen Verein. Der Anreger wird Vorsitz, der zweite Säckelmeister, der dritte Klexrät. Drei Mann sind etwas geworden, der Verein ist gegründet, die Mitglieder kommen.

An der westlichen Seite des alten Marktplatzes führte zu Ende der 70er Jahre ein Wirt Krämer eine gutgehende Wirtschaft. Nebenbei hatte er auch einen Weinausschank. Da sich sonst in der damals im Aufstieg begriffenen Stadt keine Weinwirtschaften, außer den Hotels, mit Abendbetrieb befanden, war die Krämersche feuchte Ecke gut besucht, oder, wie damals das schöne Wort lautete: wurde gut „frequentiert“. Hier fanden sich zum „Zehnührken“, zum Abendschoppen, die Bekannten und Freunde zusammen. Was lag da näher, nach einem Zweck für diese Zusammenkünfte zu suchen. Das war natürlich die Gründung eines Vereins. Menschen, die im öffentlichen Leben keinen Zwang leiden mögen, schnüren sich freiwillig in einen Paragraphenpanzer. So auch hier. Ganze 60 Paragraphen brachte die Statuten-Kommission im Schweiß ihres Angesichtes zustande. Bei den Beratungen in der Vollversammlung brachte ein Mitglied einen 61. Paragraphen ein, der lautete: „Die ersten 60 Paragraphen sind ungültig.“ Er bewies damit, daß er mehr Humor besaß als alle Vereinskameraden. Also blieb der Verein ohne Statuten und Namen.

Eines Abends hatte man auch die Damen eingeladen, damit sie sich von der



Blick in die Brückstraße 1907. Das Haus mit den Türmchen war das Wiener Café, Ecke Ludwigstraße

Harmlosigkeit des Vereins überzeugen möchten. Fragte da eine Frau ihren Nachbarn: „Segget es, Nober, wat füör 'nen Nomen hiet dann inke Verein?“ Da mußte der Angeredete beschämt eingestehen: „Nen Nomen het fi nit.“ Erstaunen auf seiten der Frau. Doch resolut, wie alle Dortmunder Frauen nun einmal waren, sagte sie:

„Ek wüss wuohl 'nen netten Nomen. Nennt ink doch ‚Äin Uhr diättig.‘ Um düesse Tid kommt it doch äist no Hus, it Supstümmels!“

Wir wollen aber zur Entschuldigung der Stammgäste noch erwähnen, daß das späte Heimkommen der Gäste an dem Lokal lag. Denn im Volksmunde nannte man es „Zum tollen Christian“.

Auftakt zur Badesaison 1959



Der erste Badetag brachte bereits 3000 Besucher in unser Schwimmbad Stockheide. Es war eine Rekordzahl. Das seit einiger Zeit schon anhaltende sommerliche Wetter hatte die Bevölkerung schon ungeduldig auf die Eröffnung unseres Schwimmbades warten lassen. Als dann am 10. Mai die Tore geöffnet wurden, warteten vor Eröffnung die ersten Gäste schon an der Kasse.

Nun sind 30 Grad im Schatten am 10. Mai auch eine sehr hohe Temperatur. Es war das richtige Wetter, um in der Sonne und im Wasser zu baden. Doch gingen zunächst nur einige wenige Wasserratten ins kühle Naß. Die Wassertemperatur war mit 16 Grad noch etwas niedrig. Doch im Laufe des Tages sprangen dann doch nach und nach auch die weniger beherzten

Besucher in die Fluten! Am Nachmittag war das Schwimmbaden so voll wie im Hochsommer.

So hatten wir in unserem Schwimmbad einen guten Start. Der wasser- und sonnenhungrigen Bevölkerung ist nur zu wünschen, daß der Wettergott in diesem Sommer die Sonne recht oft scheinen läßt, um ausreichend die vorhandene Erholungsstätte in Anspruch nehmen zu können.

Wir freuen uns sehr über die rege Inanspruchnahme unseres Schwimmbades. Vor der Eröffnung fanden noch umfangreiche Instandsetzungsarbeiten statt. Die gesamten Umkleideräume erhielten einen neuen Anstrich. Restliche Arbeiten sind in Kürze erledigt. So ist das Bad für den Sommer vollauf gerüstet.

Wir möchten an dieser Stelle aber auch eine Bitte an unsere Besucher aussprechen: Behandelt die Anlage so, als sei sie euer Eigentum! Wir haben viel Pflege und damit Geld für die herrlichen Wiesen, Bäume und die Anlage selbst aufgewandt. Beschädigt sie nicht! Laßt kein Papier liegen! Eine gut gepflegte Anlage spendet mehr Lebensfreude und Erholung. Und wer etwas verliert, frage mehr als einmal beim Bademeister nach den verlorenen Gegenständen. Oft kommen verlorengegangene Dinge erst nach Tagen zum Vorschein. Wir haben nun alles für unsere Badegäste vorbereitet. Schwimmmeister Keuning und seine Helfer stehen allen Besuchern im Bedarfsfall als gute Berater zur Seite. Wir wünschen all unseren Besuchern im Schwimmbad Stockheide ein herzliches „Gut Naß!“



Für unsere Schachfreunde

Schachklub Hoesch 32

Der Schachklub Hoesch 32, der zu den größten und spielstärksten der 25 im Schachbezirk Dortmund zusammengeschlossenen Schachvereine zählt, hielt seine außerordentliche Generalversammlung ab. Der wichtigste Punkt der Tagesordnung war die Neuwahl des Vorstandes, da der 1. und der 2. Vorsitzende aus Gesundheitsrücksichten ihre Posten niederlegen mußten.

Mit großer Mehrheit wurde Schachfreund Werner Teller zum neuen 1. Vorsitzenden gewählt. Zum 2. Vorsitzenden wählte die Versammlung einstimmig Schachfreund Josef Ickerott. Alle übrigen Vorstandsmitglieder wurden in ihren Ämtern bestätigt: Willy Bartsch als Spielleiter, Walter Neumann als Kassierer, Herbert Hudemann als Schriftführer, Günter Rieger als Spielwart. Zum Spielausschuß, der dem Spielleiter in allen spieltechnischen Fragen zur Seite steht, gehören H. Verholen, W. Janz, W. Lammers und O. Steinau.

Besonderer Dank abgestattet wurde dem aus seinem Amt ausgeschiedenen bisherigen 1. Vorsitzenden Wilhelm Beer, der sich große Verdienste nicht nur um den Verein, sondern auch um das Dortmunder Schachleben erworben hat.

Dem Jahresbericht des Spielleiters Willy Bartsch entnehmen wir: Der Schachklub Hoesch 32 hat vier Mannschaften gemeldet, die den Namen des Vereins nicht nur im engeren Bezirk, sondern auch im Verband Industriegebiet und im Schachbund Nordrhein/Westfalen vertreten. Die 1. Mannschaft, die in der Bundesklasse der sogenannten „Schach-Oberliga“ spielt, konnte für ein weiteres Jahr ihren Klassenverbleib behaupten. Auch die 2. Mannschaft hat sich in der Verbandsklasse gut geschlagen. Die 3. Mannschaft hat zwar mit weniger Erfolg gespielt, dagegen konnte sich die 4. Mannschaft den Aufstieg in die nächsthöhere Klasse erkämpfen.

Bei den Stadtmeisterschaften 1959 holte sich Willy Bartsch als einziger Teilnehmer des Schachklubs Hoesch 32 punktgleich den 2. Platz.

Im Blitzschach, der unbestrittenen Domäne des Vereins, errangen wir besonders schöne Erfolge. Hier wurden wir mit der Mannschaft Schrieck, Willners, Köhn, Bartsch, Mischke, Sundarp, Janz und Brozio Dortmunder Blitz-Mannschaftsmeister für 1958 und 1959. Auch im Vierer-Blitz-Turnier wurden wir mit der Mannschaft Schrieck, Willners, Köhn und Bartsch Mannschaftsmeister 1958

Die Vereinsmeisterschaft 1958, die mit 48 Spielern in drei Gruppen ausgetragen

wurde, sah wiederum Helmut Köhn vor Günter Willners als Sieger hervorgehen. Damit wurde Helmut Köhn Vereinsmeister 1958, der somit seinen Titel erfolgreich verteidigen konnte. Auf den weiteren Plätzen landeten die mehrfachen Vereinsmeister Fritz Schrieck, Albert Mischke, Willy Bartsch, Heinz Verholen und neun weitere Spitzenspieler des Vereins.

In der 2. Gruppe siegte Bernhard Kalinowski vor Fritz Schulz. In der 3. Gruppe teilten sich Franz Kranfeld und Walter Steppka den Sieg.

Blitzvereinsmeister 1958 wurde Fritz Schrieck vor Köhn, Willners und Bartsch. Die Gruppe II sah Güter vor Graw als Sieger. In der Gruppe III holte sich Werner Sundarp einen guten Sieg vor 13 weiteren Teilnehmern.

Die vierteljährlich zur Durchführung kommenden Wanderpreis-Blitzturniere erfreuen sich immer großen Zuspruchs. In Gruppe I konnte sich Fritz Schrieck viermal hintereinander als Sieger eintragen lassen, während in Gruppe II die Reihenfolge Brozio, Schulz, Hein und wiederum Brozio lautet. Raab, Rankert, Sundarp und Grave sind in Gruppe III die jeweiligen Sieger.

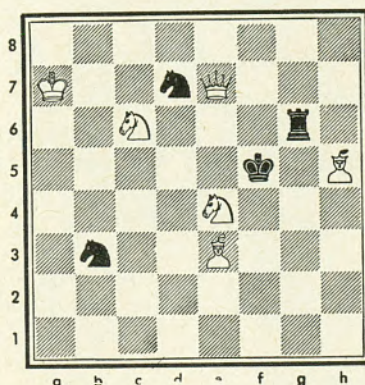
Alles in allem kann man von einem sehr regen Spielbetrieb sprechen, denn auch der wöchentliche Spielabend ist mit 35 bis 40 Spielern ausgezeichnet besucht.

Besonders wünschenswert wäre es, wenn möglichst recht viele Jugendliche ihr Interesse am königlichen Spiel bekunden würden und sich zum Spielabend des Schachklubs Hoesch 32 jeden Donnerstag ab 18 Uhr in der Gaststätte „Concordia“, Borsigplatz, einfinden würden.

Schachaufgaben

Perle aus der Südsee

Von Dr. J. J. O'Keefe und J. L. Beale
(The Problemist 1950)



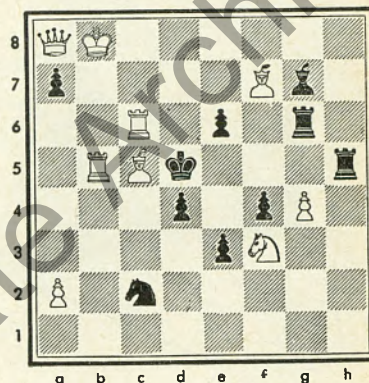
Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt

Der 1952 verstorbene australische Arzt Dr. O'Keefe verbrachte seine letzten Berufsjahre auf den pazifischen Fanning-Inseln, die ein ewiges Frühlingsklima haben. Eine makellose Perle ist dieses kleine Problem. Wenn Weiß einen einfach abwartenden Zug hätte, wäre die Lösung leicht. So aber...

Es schießt aus allen Knopflöchern

Von L. I. Sagorujko

(3. Preis im internationalen Turnier des Weltschachbundes — FIDE 1958)



Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt

Ein dramatisches Problem! Für die schwarzen Schachs ist Weiß zwar bestens gerüstet, aber er muß selbst angreifen, eine (recht verborgene) Drohung finden und dem schwarzen König die Flucht verleiden. Da heißt es mitten im Gefecht die Feuerstellung räumen! Zum Glück verbleibt Weiß ein zweites Geschütz für eine neue Kanonade von Schachs und Gegenschachs.

Lösungen aus dem Maiheft

Schachaufgabe aus Indien

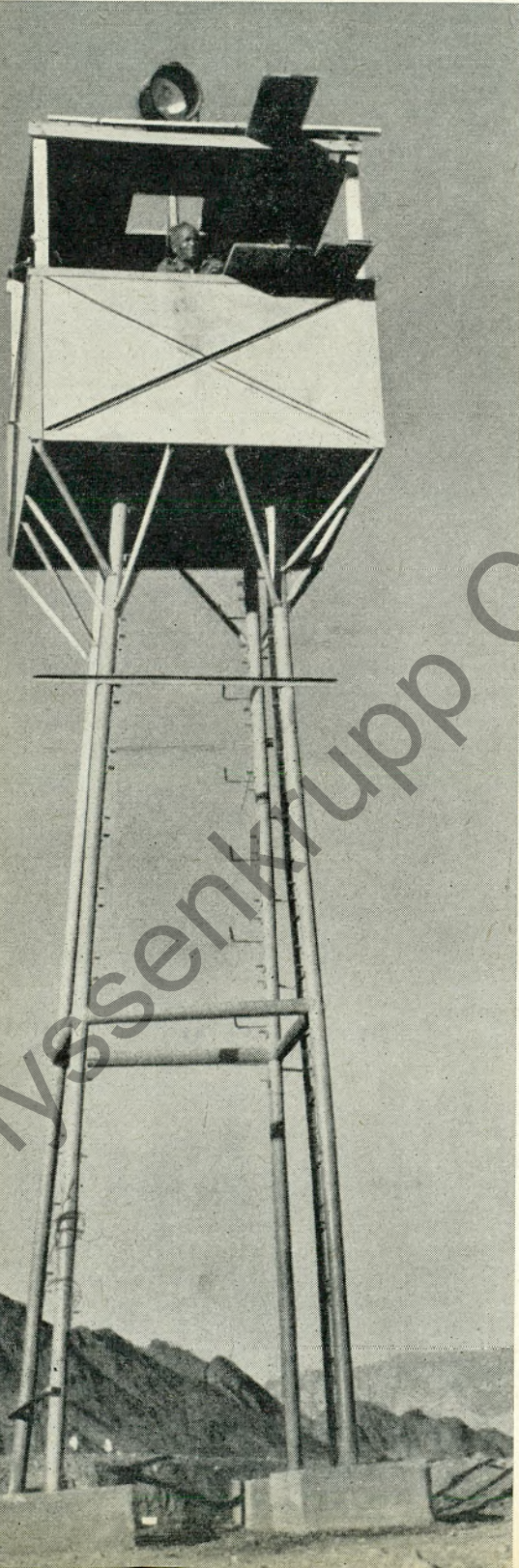
1. Db3—a4 (droht 2. Sb4—c2 matt) Kd4—c3+ 2. Sb4—d5 matt oder Kd4—c4+ 2. Sb4—d3 matt oder Dc1×c6+ 2. Sb4×c6 matt.

Undank ist der Welt Lohn

1. Kb6—a6! Bc6—c5 2. Ka6—b5 c5—c4 3. Kb5—b4 c4—c3 4. Kb4×c3 (der Schild wird gefressen, da nun kein Turmschach mehr droht) und Schwarz kann nur noch wählen, wie er sterben will: durch 5. Sg4—e3 oder Sg4—h2 oder Dd2—12 oder Dd2—d1 matt.

ISRAEL

An allen israelischen Grenzen heißt es: Wachsam sein. Hier ein Stahlrohrturm, der sich auf dem Gelände des Kupferbergwerkes Timna über ein Hochplateau erhebt



Die zweimotorige ARKIA-Maschine hat eine knappe Stunde für den Flug von Tel-Aviv (Lod) nach Eilat am Roten Meer gebraucht. Sie schießt über den schmalen Küstenstreifen hinaus und beschreibt über dem Golf von Akaba eine enge Haarnadelkurve. In diesem Augenblick — während die Maschine sich beängstigend stark neigt — sehen wir durch das kleine Fenster wenige Sekunden lang ein erregend schönes Wüstenpanorama, in das sich vier Länder teilen: Jordanien, Saudiarabien, Ägypten und Israel. Mein Nachbar, der mir schon in Tel-Aviv den Fensterplatz in der Maschine überlassen hat, zeigt mir, wo die drei unsichtbaren Grenzen sich durch die Bergketten schlängeln. Bevor wir den Blick ganz erfaßt haben, setzt die Maschine zum Gegenflug an. Der Pilot drosselt die Motoren, und schon rast das Flugzeug über die staubige Piste des provisorischen Flugplatzes von Eilat.

Der Steward quittiert unseren Dank „toda raba“ mit dem israelischen Gruß „shalom“. Schon an der Tür empfängt uns die Gluthitze der Wüste. Mein Nachbar schätzt die Temperatur auf 52 Grad Celsius. In der Maschine war an jedem Platz eine Klimaanlage, deren kühlen Luftstrom man nach Belieben auf sich richten konnte. Hier draußen auf dem Rollfeld weht statt dessen ein heißer, sandiger Ostwind, der uns die Augen zukneifen und den Atem anhalten läßt.

Eilat — das ist das israelische Wunder. Überall in Israel, wo ich mit Menschen sprach, war ich gefragt worden, ob ich schon viel vom Lande gesehen hätte: „Waren Sie auch in Eilat?“ Mit diesem Namen verbindet sich für die Israeli wie mit kaum einem anderen die Vorstellung vom Arbeits- und Verteidigungswillen ihres Zweimillionenvolkes, dessen Menschen aus mehr als 70 Ländern der Erde kamen, um hier eine neue Heimat zu finden.

Als im israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948 eine spärlich ausgerüstete Einheit durch die Wüste Negev 300 km nach Süden vorstieß, war es nichts anderes als Sand und Steine gab, nur um zwei baufällige Steinhütten am Golf von Akaba zu erobern, die den Briten früher als Polizeiuunterkunft gedient hatten, ahnte kaum jemand, was die Israeli damit bezweckten. Heute, zehn Jahre später, steht an diesem Platz die Stadt Eilat. Pioniere im wahrsten Sinne des Wortes haben sie gebaut. Rund 6000 Einwohner zählt sie jetzt, und das Durchschnittsalter der Bevölkerung liegt nur wenig über 20 Jahre. Die Schule hat rund 400 Kinder und wird von einer Lehrerin geleitet, die selbst erst 27 Jahre alt ist und aus Hannover stammt. Die junge Frau kam als Kind nach Palästina und spricht ihre deutsche Muttersprache so gut wie das Hebräisch, das sie die Kinder lehrt.

Eilat ist der Ausgangspunkt einer neuen Ölleitung, die über Tel-Aviv nach Haifa führt, wo die Raffinerien stehen. Die Israeli haben die Pipeline nach der Sinai-Aktion gebaut, einmal, um der eigenen Versorgung zu dienen, zum andern aber vor allem, um der Welt zu zeigen, daß der Suezkanal heute nicht mehr die Bedeutung für den Öltransport hat wie früher. Israel hofft, daß die internationalen Ölgesellschaften die Bedeutung dieses Projekts erkennen und die Pipeline für den Weltbedarf ausbauen. Die natürlichen Voraussetzungen sind gegeben: Auch der Golf bietet Raum für einen wesentlich größeren Hafen in Eilat als den, der jetzt den israelischen Bedürfnissen entspricht.

Pipeline, Hafen — viel mehr hat Eilat noch nicht. Es gibt zwar keinen Mangel an Arbeit, denn die Stadt wächst von Tag zu Tag, damit neue Einwanderer aufgenommen werden können. Neue Häuser schießen aus dem Sandboden, Wasserleitungen werden verlegt, Stromkabel gezogen. Aber was not tut, ist eine bodenständige Wirtschaft, die feste Arbeitsplätze bietet. Ansätze dafür gibt es schon. Viele Männer fahren

nach Timna, das etwa 30 km nördlich von Eilat in der Wüste Negev liegt, zu einem Platz, an dem vor rund 2900 Jahren König Salomon Kupfererz aus dem Wüstengestein hauen ließ.

Die Israeli haben gemeinsam mit einer Handvoll deutscher Techniker die Maschinen für das Bergwerk installiert, die von Deutschland geliefert worden sind. In diesen Wochen soll die Förderung anlaufen. Seit vor einigen Jahren die Israeli mit den Vorbereitungen für den Bau des Bergwerks begannen, steht dort auf einem Hochplateau ein hoher Stahlurm, auf dessen überdachter Plattform Tag und Nacht ein Posten mit einem Schnellfeuergewehr Wache hält. Das Bergwerk liegt im Südzipfel des Landes, der von der jordanischen und ägyptischen Grenze gebildet wird, und vor der Sinai-Aktion war es immer wieder zu Überfällen gekommen.

Timna allein hat nicht genug Arbeitsplätze für eine Stadt, die bald 20000 Einwohner zählen soll, und so fördert die Regierung alle Unternehmen, die sich in Eilat niederlassen. Zur Zeit gehören die meisten noch zur Bauwirtschaft, in der die Beschäftigungslage noch auf Jahre hinaus gut sein wird. Aber daneben wurden in letzter Zeit auch kleinere Werkstätten gegründet, die teils für den inländischen Bedarf, teils aber auch für den Export arbeiten.

Riesige Schluchten hat der Ostwind in die Sandsteinfelsen bei Timna gefressen. Sie sind ein beliebtes Ausflugsziel. Die Besucher (im Vordergrund, Mitte) verschwinden nahezu in den meterhohen Gesteinstrümmern

Die Israeli kennen keine Denkmäler. Wollen sie einen ihrer Großen ehren, pflanzen sie einen kleinen Wald und geben ihm seinen Namen. So gibt es einen Herzl-Wald und einen Rothschild-Wald. Für ihre Gefallenen stellen sie Gedenktafeln auf. Hier für ein Kibbuz-Mitglied, das am 19. März 1957 außerhalb der Wüstensiedlung Yotvata von einer arabischen Bande gefasst und umgebracht wurde





Unsere arabischen Mitreisenden benutzten die Gelegenheit zu einem Gebet in Richtung Mekka — die Schuhe etwas abseits gestellt, die Erde küssend. Der Moslem rechts (stehend) blickt mit einem Feldstecher zum jordanischen Akaba

Dies ist ein typisches Beispiel: Ein israelischer Offizier rumänischer Abstammung entdeckte vor Jahren in Timna einen Halbedelstein. Nachdem er aus dem Militärdienst entlassen worden war, wertete er seinen Fund aus. In Eilat gründete er eine Werkstatt, in der dieser Halbedelstein poliert und verarbeitet wird. Der Stein hat eine meergrüne Farbe und heißt Azurit. Große, besonders schöne Stücke werden für Schmuck aller Art verwandt, kleinere dienen als Mosaiksteine für Aschenbecher und Wandplatten. Die Kunden dieser Werkstatt sind vor allem Europäer und Amerikaner.

Die ARKIA-Maschine war von der israelischen Regierung gechartert worden. Anlässlich der Feiern zum zehnjährigen Bestehen des Staates Israel wollte sie einer Gruppe von Arabern, Bürgermeistern und Sprechern der in Israel lebenden Minderheit, Einblick in den Aufbau des Landes geben, der ihnen bis dahin weitgehend verwehrt war, weil die Araber aus Sicherheitsgründen noch unter Militärverwaltung leben und ihre Distrikte nicht ohne Genehmigung verlassen dürfen. Eilat können sie normalerweise überhaupt nicht besuchen, weil es als strategisch bedeutender Platz zum Sperrgebiet für die Araber erklärt wurde.

So war die Reisegesellschaft für europäische Begriffe ebenso bunt wie exotisch. Neben einigen christlichen Arabern, die sich in der Kleidung von Europäern kaum unterschieden, gab es die Moslems, die in der Mehrzahl waren. Sie trugen das lange, hemdartige Gewand, darüber den Rock eines Straßenanzugs und auf dem Kopf die Kefiah, ein weißes Tuch aus Baumwolle, das von einer Kordel festgehalten wird. Außerdem waren noch drei Beduinenscheichs dabei, ebenfalls in langen

wallenden Gewändern und mit der Kefiah auf dem Kopf, aber bis an die Zähne mit Dolchen und Pistolen bewaffnet. Neben diesen Wüstensöhnen nahm sich der Reiseleiter, ein israelischer Major, geradezu zivil aus. Mein Sitznachbar, der mir während des Flugs den Fensterplatz in der Maschine überlassen hatte, gehörte zu den vier Journalisten, die von der Regierung in Jerusalem eingeladen worden waren. Er filmte für das britische Fernsehen und war Israeli wie der Bildreporter und ein anderer Auslandskorrespondent.

Nach einem Ausflug nach Timna übernachteten wir in dem Luxushotel, das vor einigen Monaten mit kanadischen Spendengeldern gebaut worden ist und jetzt von der israelischen Gewerkschaft Histadrut bewirtschaftet wird. Vom Balkon des dritten Stockwerks sahen wir abends im Osten am Fuß der Berge eine lange Kette von Lichtern: Akaba, die jordanische Hafenstadt, die dem Golf den Namen gab und heute eine starke Garnison hat. Zum Greifen nahe waren die Positionslichter eines Tankers, der im Hafen von Eilat lag, und zweier israelischer Fregatten, die seit der für Israel erfolgreichen Sinai-Aktion zum Schutz der Meerenge dort ankern. Die Fregatten lagen früher im Hafen Haifa und mußten um ganz Afrika, durch die Straße von Gibraltar und um das Kap der Guten Hoffnung, fahren, bis sie nach Eilat kamen, weil die Ägypter sie niemals den Suezkanal hätten passieren lassen.

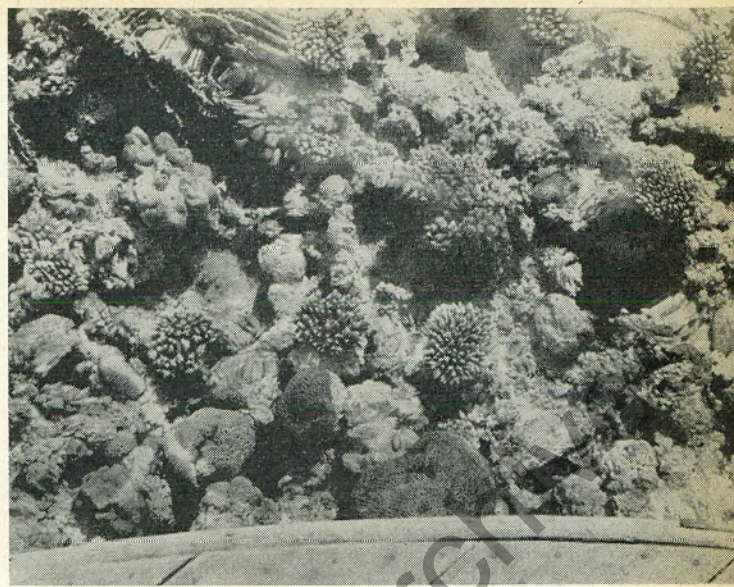
Auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Hotel und Ufer brannten mehrere Ölf Feuer, um die sich Jungen und Mädchen scharten, die tanzten und sangen. Sie waren mit Lastwagen aus dem Norden gekommen, um Eilat zu sehen. Je zwei oder drei einer Gruppe hockten etwas im Hintergrund, ein Gewehr

zwischen den Knien haltend. Die jordanische Grenze ist nur wenige Schritte entfernt, und immer wieder gibt es dort Zwischenfälle. Noch lange nach Mitternacht brannten die Feuer und waren Musik und Gesang zu hören. Bis auf die Wachen schliefen die Gruppen dann am Meer. Auch hinter den meisten Hotelfenstern war das Licht schon erloschen, als mein Zimmernachbar, mit dem ich auf dem Balkon unseres Apartments stand, vorschlug, noch ein Glas Mitz, den Saft der Jaffa-orangen, zu trinken und dann ins Bett zu gehen. Wir ertappten uns bei der gleichen Neugierde: Wir hätten gern gewußt, wie die drei Beduinenscheichs sich in ihrem hochmodernen Hotelzimmer zurechtgefunden haben: Ob sie, die gewohnt waren, in ihrem Zelt auf Fellen und Matten zu schlafen, wirklich „zu Bett“ gegangen waren?

Morgens stand wieder der MAN-Autobus vor dem Hotel, mit dem wir am Tag zuvor schon nach Timna gefahren waren. Die Beduinenscheichs traten aus dem Hotel, als wäre es selbstverständlich gewesen, daß sie darin übernachtet hatten. Der Reiseleiter mahnte zur Eile. Am Steuer des Autobusses saß der Fahrer, der mir am Tage zuvor noch erheblich schlanker erschienen war. Jetzt wirkte er gedrungen: Unter dem Rock trug er zwei Pistolen und Patronengurte. Als wir einstiegen, saß auf der letzten Bank des Wagens schon ein israelischer Soldat. Er hielt seine Maschinenpistole auf den Knien, eine „USI“. Die Waffe wurde in Israel konstruiert, wird dort hergestellt und seit einiger Zeit sogar an die NATO geliefert.

Die 300 km lange Fahrt durch die Wüste Negev machen wir nicht allein. Zu unserer Begleitung gehören zwei Jeeps mit je vier Mann Besatzung, Funkgerät und Maschinengewehr auf dem Kühler. Auffällig ist an den Fahrzeugen eine mannshohe, dreikantige Stahlstange, senkrecht auf den vorderen Räumern

Friedfertig nebeneinander: ein israelischer Marinesoldat und ein arabischer Scheich mit der Kefiyah, dem Baumwolltuch, auf dem Kopf, das ihn vor der gefährlichen Sonnenstrahlung schützt



Korallenriffe im Roten Meer gehören zu den Hauptattraktionen in Eilat, und kaum ein Besucher läßt sich eine Bootsfahrt entgehen. In den Boden des Boots ist eine Glasscheibe eingelassen, durch die man den bizarren Meeresgrund betrachten kann. Diese Aufnahme wurde über den Bootsrand gemacht, an einer Stelle des Golfs, die besonders klares Wasser hatte

geschweißt. Sie soll verhindern, daß die Soldaten einen Draht, der über die Straße gespannt sein könnte, übersehen und geköpft werden.

Die beiden Jeeps mit den acht Soldaten haben eine doppelte Funktion: Zunächst einmal wird die lange Strecke durch die Wüste möglichst nur im Konvoi gefahren, weil die Grenze nahe und nicht zu sichern ist. Zum andern sind sie eine Art Verbeugung der israelischen Regierung vor den arabischen Gästen. Und damit das nicht mißverstanden wird, sind die Soldaten sogar besonders ausgesucht. Es sind ausnahmslos Drusen, also Angehörige eines arabischen Volksstammes, die freiwillig in der israelischen Armee dienen.

Der Eindruck von der Wüste, die wir am Tag zuvor in einer knappen Stunde überflogen hatten, war in ein paar hundert Meter Höhe längst nicht so übermächtig wie während der Fahrt im Autobus. Gleich die Wüste — durch das Flugzeugfenster betrachtet — noch dem zerfurchten Gesicht eines uralten Mannes, so stellte sich nun heraus, daß die schmalen verästelten Falten breite Wadis waren, zwischen denen weite Geröllfelder, lange Hügelketten und unübersehbare Sandflächen einander abwechselten. Die breite Asphaltstraße, zu der parallel die Ölleitung verläuft, wurde im vergangenen Jahr fertiggestellt. Sie ist Israels „trockener Suezkanal“. Einmal kilometerweit schnurgerade, dann wieder mit engen Serpentin überwindet sie riesige Sandflächen und hohe Bergketten. Mitten in der Wüste leben in weiten Abständen voneinander Menschen. Die Israeli haben entlang der Straße eine Handvoll kleiner Kibbuzim, landwirtschaftliche Kollektivwirtschaften, errichtet, deren Mitglieder dort mit Hilfe der künstlichen Bewässerung Oasen geschaffen haben. Primär volkswirtschaftliche Aufgaben haben sie nicht. Sie werden sich auf lange Zeit hinaus nicht einmal selbst ernähren können. Ihre Aufgabe ist, die Straße zu sichern und die Pipeline zu schützen. Sie leben unter klimatischen Bedingungen, wie sie härter nicht sein können. Es sind blutjunge Menschen, die von ihrer patriotischen Aufgabe beseelt sind. Sie gehen freiwillig in die Wüste, machen quadratmeterweise den Sandboden fruchtbar, halten umschichtig Tag und Nacht Wache, gründen Familien, ver-



Israelischer Wachposten am Gazastreifen. Zwischen den ägyptischen und israelischen Linien liegt ein Kordon UNO-Soldaten. Die israelischen Soldaten beschränken sich darauf, Diebe zu vertreiben, die im Niemandsland leben, und sind ängstlich bemüht, niemanden totzuschießen

zichten auf fast alles, was zur Zivilisation zählt. In solch einer Siedlung, in Sede Boqer, die allerdings im Norden des Negev liegt, wo die Wüste schon mehr und mehr den Charakter einer Steppe annimmt, züchtete Ben Gurion, Israels Premierminister, Schafe, nachdem er sich aus innenpolitischen Gründen von Dezember 1953 bis Februar 1955 aus der Regierung zurückgezogen hatte. Daß Ben Gurion in die Wüste ging, kam nicht von ungefähr. Er gab ein Beispiel: Denn Israels Zukunft liegt im Negev, der mehr als die Hälfte des ganzen Staatsgebiets ausmacht und bis auf einen verschwindenden Bruchteil unbewohnt und öde ist. Die Parole heißt: Eroberung der Wüste. Gemeint ist die Steppe im Nordteil des Negev mit dem Mittelpunkt Beersheba. Für das Verständnis dieses Problems ist die Kenntnis der wichtigsten geographischen Daten unumgänglich.

Israels Grenzen sind nichts anderes als erstarrte Hauptkampflinien aus dem Unabhängigkeitskrieg 1948/49. Die Israeli haben sich ein rund 20000 qkm großes Gebiet erkämpft, das etwa so groß ist wie Hessen, aber mehr als 1200 km Grenze hat: mit dem Libanon 79, mit Syrien 76, mit Jordanien 531 und mit Ägypten 265 km. Dazu kommen noch 263 km Seegrenzen: am Mittelmeer, am Toten Meer und am Roten Meer.

Mehr als die Hälfte der israelischen Bevölkerung, die heute rund zwei Millionen zählt und etwa der Einwohnerschaft von Hamburg oder Westberlin entspricht, ist in dem nur teil-

weise recht fruchtbaren Küstenstreifen zwischen Haifa im Norden und Askalon im Süden angesiedelt. Allein in Tel-Aviv und seinen Trabantenstädten lebt ein Drittel der Gesamtbevölkerung, obwohl das Staatsgebiet an dieser Stelle zwischen Mittelmeer und Jordanien nur 19 bis 25 km breit ist.

In Ben Gurions Unabhängigkeitserklärung vom 14. Mai 1948 heißt es: „Der Staat Israel steht der Einwanderung der Juden aus allen Ländern der Diaspora offen“. Waren während eines halben Jahrhunderts bis 1948 655 000 Juden nach Palästina gegangen, so wanderten in den ersten zehn Jahren nach Gründung des Staates Israel rund eine Million Juden aus mehr als 70 Ländern der Erde ein: 43 v. H. kamen aus Europa, 28 v. H. aus asiatischen Ländern und 24 v. H. aus Nordafrika. Amerikaner sind nur mit knapp 1 v. H. beteiligt. In der Gesamtbevölkerung sind außerdem rund 213 000 Araber enthalten: 147 000 Moslems, 45 000 Christen und 21 000 Drusen.

Die israelischen Gesetze gestehen den Arabern grundsätzlich alle demokratischen Rechte zu. Das gilt auch in der Praxis: In der Knesseth, dem israelischen Parlament in Jerusalem, der geteilten Hauptstadt, sitzen auch arabische Abgeordnete — die Araber haben Parteien gebildet, dürfen wählen, drucken Zeitungen, sind Mitglied der Einheitsgewerkschaft Histadrut, der auch die Krankenkasse untersteht und die für die Araber genauso Krankenhäuser und Ambulanzen baut wie für ihre jüdischen Versicherten. Aber sie leben seit dem Unabhängigkeitskrieg unter Militärverwaltung. Die Araber sind in diesem Staat nun einmal Fremde, obschon sie seit Jahrhunderten in Palästina leben. Niemand erwartet von ihnen, daß sie diesen Staat lieben wie die Juden. Gleichwohl sind die meisten loyal, weil es ihnen wirtschaftlich bessergeht denn je. Die Juden haben sie neuzeitliche Arbeitsmethoden gelehrt, und die Araber haben für ihre Erzeugnisse einen guten Markt.

Trotzdem ist dieses Zusammenleben schwierig. Seit Jahr und Tag erzeugt Druck Gegendruck. Der arabische Nationalismus und der internationale Bolschewismus, der zum Schein die arabischen Interessen vertritt, finden immer wieder Anhänger. Schulstreiks, Demonstrationen und ähnliche Aktionen sind die Folge. Auch Israeli haben sich schon dafür eingesetzt, die Militärverwaltung für die arabische Minderheit aufzuheben, aber die Regierung sah dafür noch keine Möglichkeit, zumal es für solch eine Aufgabe keine Patentlösung gibt.

Das ist nur eines der Probleme und sicherlich nicht das größte, das die israelische Regierung zu lösen hat. Nur einige andere können hier aufgeführt werden, und das auch nur andeutungsweise: Bunter durcheinandergewürfelt als das israelische kann ein Volk nicht sein. Die Einwanderer hatten nur gemeinsam, daß sie nicht hebräisch sprechen konnten. Darum mußte ein „Rat der Sprache“ aus dem jahrtausendealten Hebräisch eine Sprache schaffen, die neuzeitlichen Anforderungen genügt. An dieser Aufgabe wird schon seit Jahrzehnten gearbeitet und noch lange gearbeitet werden müssen. Die Kinder, gleich, woher ihre Eltern stammen, lernen Ivrith, das moderne Hebräisch, schon in der Schule und wachsen damit auf, so daß sie nur noch selten die Sprache ihrer Eltern gut sprechen. Die Eltern haben bei der Einwanderung zwar meist einen halbjährigen Sprachkursus besucht und können sich in der neuen Sprache verständlich machen. Meistens aber auch nicht mehr. Wenn sie Energie haben und es für das berufliche Fortkommen brauchen, lernen sie die neue Sprache mit den Kindern. Oft aber bereitet sie ihnen so viele Schwierigkeiten, daß sie zu Hause untereinander und mit Freunden aus dem gleichen Herkunftsland ihre alte Muttersprache sprechen und auch Bücher und Zeitschriften ihrer alten Heimat bevorzugen.

Zwar kann man nicht sagen, daß der Fluch vom babylonischen Sprachgewirr sich wirklich hat, denn die Erfolge des modernen Hebräisch sind schon so überzeugend, daß dem

flüchtigen Beobachter zunächst nur auffällt, daß jedermann das Ivrieth spricht. Aber ein großer Teil des Volkes spricht es nur mit einem geringen Aufwand an Vokabeln und kann in dieser Sprache kaum ein anspruchsvolles Buch lesen oder ein Theaterstück hören.

Für die Jugend gilt das alles nicht, und der Staat setzt auf die junge Generation, die die erste israelische sein wird, die größten Hoffnungen. Sie spricht schon heute Ivrieth wie jedes Volk seine Muttersprache. Bei den Alten imponiert dagegen die Fähigkeit, sich in mindestens zwei, oft aber auch in drei und mehr Sprachen ausdrücken zu können. Die Einwanderer aus Europa sprechen nahezu ausnahmslos Deutsch, aus welchem Land sie auch stammen, außerdem natürlich auch ihre Muttersprache, meist auch Englisch und Französisch. Verständigungsprobleme gibt es darum für den Besucher nicht.

Die Israeli sind Individualisten. Sie haben 13 Parteien, davon in der Knesseth, dem Parlament, 9 Fraktionen, die sich gern streiten. Politische Gruppen spalten sich, koalieren mit anderen Parteien oder streben Fusionen mit anderen Richtungen an. Die Skala reicht von der rechtsradikalen Herut bis zu den Kommunisten. Die Splittergruppen machen Ben Gurions sozialistischer Mapai zwar das Leben sauer, aber sie können ihr kaum etwas anhaben. Der Parteihader wird verstärkt vom religiösen Moment. Man sagt, daß auf sieben Israeli zwei Fromme und ein Orthodoxer kommen. Man sagt weiter, daß die Frommen den Sabbat halten und die Orthodoxen darauf drängen, daß auch die anderen die religiösen Gesetze befolgen. Ganz so simpel ist das religiöse Problem freilich nicht. Es spielt eine jahrtausendealte Glaubenstradition mit ihren ebenso alten Gesetzen eine Rolle, die sich in einem modernen Staat zuweilen anachronistisch ausnimmt, aber nicht von heute auf morgen umgewandelt werden kann.

Der Sabbat, unser Samstag, ist Feier- und Ruhetag. Es wird weder gearbeitet noch fahren Eisenbahn oder Omnibusse. Damit das Leben in den Großstädten nicht gänzlich erstickt, dürfen aber Taxi fahren, die erheblich billiger sind als in Deutschland: Für den Gegenwert von 30 Pfennig kann man so weit fahren wie bei uns mit der Straßenbahn. Die orthodoxgläubigen Juden erkennen den Staat nicht an, in dem sie leben, weil der Heiland noch nicht gekommen ist; sie stellen sich außerhalb der Gesetze und zwingen die sozialistische Regierung Ben Gurions zu Kompromissen. Die Partei der Orthodoxen sucht beispielsweise zu verhindern, daß Männer und Frauen gleichzeitig in ein Freibad gehen. Um ihr Ziel zu erreichen, scheuen sie beim Bau neuer Anlagen weder Demonstrationen und Flüche noch Steinwürfe gegen Polizisten.

Israel kann sich wegen seiner äußeren Bedrohung keinen Kulturkampf leisten, der es im Innern schwächen müßte. Es muß an seine Verteidigung ebenso denken wie an den Aufbau, der seit 1948 Erfolge zu verzeichnen hat, die sich mit dem sogenannten deutschen Wirtschaftswunder messen können (wenn man davon absieht, daß das Geld dafür aus dem Ausland kommen mußte). Die Arbeitsleistung ist imponierend: In amerikanischem Tempo reiht sich in dem heute 400000 Einwohner zählenden Tel-Aviv (das gilt für Jerusalem und Haifa ebenso) Häuserblock an Häuserblock, Stadtteil an Stadtteil. Neue Siedlungen entstehen mitten im Wüstensand oder in der Steppe des Negev, moderne Asphaltstraßen durchziehen das Land, seit Jahrhunderten verödeter Boden wird aufgeforstet oder mit künstlicher Bewässerung fruchtbar gemacht, neue Wirtschaftszweige werden eingeführt und bieten Dauerarbeitsplätze. Am stärksten beeindruckt waren die Juden aus dem Ausland, die 1958 zu den Feiern anläßlich des zehnjährigen Bestehens des Staates ins Land der Väter gekommen waren. All das sind Juden? fragen sie ungläubig: die Arbeiter auf dem Telegrafmast und an den Neubautellen,

der Schiffsoffizier und der Düsenjägerpilot, der Landwirt und der Polizist, der Omnibusschaffner und das militärdienstpflichtige Mädchen in der Khakiuniform?

(Wird fortgesetzt)

Damit es auch keinen Zweifel gibt, steht auf dem Schild in drei Sprachen (Hebräisch, Arabisch und Englisch): „Halt — Grenze“. Das englische AHEAD heißt wörtlich übersetzt: „kopfüber“. Die Grenze ist tatsächlich nicht markiert, und man kann an dieser Stelle unversehens nach Jordanien hineinstolpern.

(Aufnahmen: Verfasser)



Lösung aus dem Maiheft

„Pfingstmorgen ist erschienen, frisch in die Welt hinaus!
Da pflückt sich hold im Grünen, der Freude bunter Strauß.“

Waagerecht: 1. Spanner, 5. Aral, 9. Parabel, 13. Afra, 14. Niagara, 15. opus, 16. Ne, 17. Li, 18. Urfa, 20. Adana, 22. Freude, 23. Inster, 24. A. T., 25. Opal, 27. Neer, 28. Isis, 30. Hall, 32. rue, 34. Esel, 35. Sodom, 36. Inbegriff, 39. Tausch, 41. Nein, 43. Ecke, 44. Ra, 45. Om, 46. Sahne, 47. NO, 48. Erk, 49. Meer, 50. Rom, 52. Ti, 53. Tribun, 54. Tragant, 57. es, 58. Grande, 59. Sirenen, 62. Sein, 63. Abu, 64. Kna-ster, 66. Ehre, 69. Ur, 70. Ai, 71. Tsad-see, 75. Berg, 78. Motette, 80. Troll, 81. Rapunzel, 82. et, 83. le, 84. Athen, 85. Sara, 86. Iris, 89. Dia, 91. Mais, 93. Asturien, 96. Seni, 97. Minute, 99. Schlange, 100. Arg, 101. Eta, 102. Ahle, 103. Rumba, 106. Rigi, 107. Urd, 108. Giaur, 110. aus, 112. Kos, 113. Ernte, 114. Genosse, 115. Inka, 116. Dur, 117. Irre, 118. Neisse.

Senkrecht: 1. Saline, 2. Ar, 3. Nauti-
lus, 4. Ria, 5. Agathon, 6. Rad, 7. Ara,
8. Lanolin, 9. Po, 10. Rur, 11. Asen, 12.
leer, 19. res, 21. AP, 26. Arber, 29. Sohn,
31. Amen, 33. Ekg, 37. Remise, 38. Farn,
40. Satan, 42. lo, 45. Ort, 51. Maria,
55. Gans, 56. Teer, 57. Espe, 60. Na,
61. nur, 62. Skat, 65. Tesla, 67. Rat, 68.
Ebers, 73. Ar, 74. Do, 75. Band, 76. Ru-
maene, 77. Gnu, 78. Meta, 79. Etagen,
81. re, 83. Lias, 87. lth, 88. Suleika, 90.
Isolani, 91. Miami, 92. si, 94. Rat, 95.
Neider, 98. Nem, 104. Urne, 105. Bass,
106. roi, 108. Ger, 109. AG, 111. See.

Zerlegerätsel

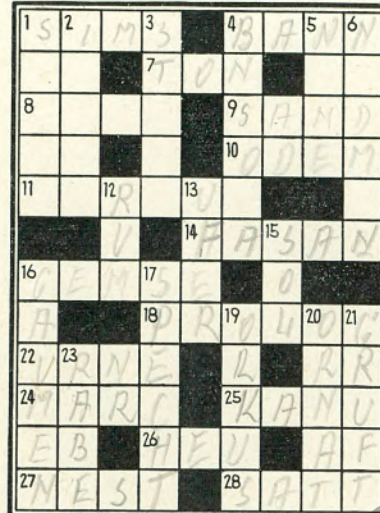
„ES IRRT DER MENSCH, SOLANG
ER STREBT.“

Aus den 29 Buchstaben des vorge-
nannten „Faust“-Zitates sind 4 Wör-
ter nachstehender Bedeutung (Buch-
stabenanzahl in Klammern) zu bilden:

1. kleingärtnerische Anlage (14)
2. Heeresgefolge, Train (5)
3. männlicher Vorname (5)
4. Güte, Sanftheit (5)

Kreuzworträtsel

Waagerecht vier ist acht



Waagerecht: 1. Waagrechte vorspringende Kante, 4. Ausstoßung aus der Gemein-
schaft, 7. Klangart, 8. sagenhafte Grün-
derin von Karthago, 9. durch Verwitte-
rung zerbröckeltes Gestein, 10. Atem,
Hauch, 11. römischer Gott der Kauf-
leute, 14. Hühnervogel, 16. Tier der Al-
pen, 18. Vorspruch, 22. Kasten für
Stimmzettel oder Lose, 24. expressio-
nistischer Maler, 25. Sportboot, 26.
Trockenfutter, 27. Wohn- und Brutstätte
von Tieren, 28. ohne Verlangen nach
weiterem Genuß.

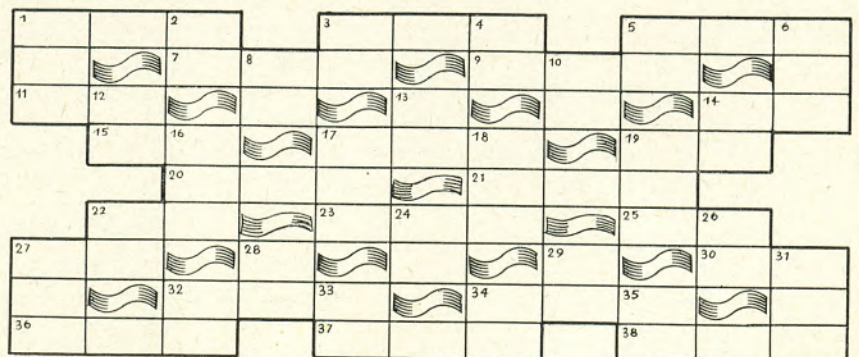
Senkrecht: 1. Stadt im Alten Testament,
2. göttliche Jungfrau der Germanen, 3.
Stamm und Hauptwurzel holziger Pflan-
zen, 4. früherer Name von Ankara, 5.
Hackebeil, 6. holländischer Seefahrer,
nach dem eine Insel Australiens benannt
wurde, 12. wird aus Zuckerrohrsaft und
Melasse bereitet, 13. Gestade, 15. latei-
nisch: Sonne, 16. Scheidewand zwischen
Mund- und Nasenhöhle, 17. Klettervogel,
19. das römische Totenreich, 20. feier-
liche Amtstracht, 21. Grabgewölbe, 23.
Vogel und kleines Sternbild des südlichen
Himmels.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Oper von Carl Maria
von Weber, 3. bekanntes ital. Adels-
geschlecht, 5. Heim für alte Leute,
7. parlamentarische Erörterung, Streit-
gespräch, 9. rote Schutzfarbe, 11. Ab-
kürzung für Jagdbomber, 14. Spinnfaser,
15. englische Hafenstadt am Kanal,
17. Seemann, 19. Naturerscheinung,
20. afrikanische Karawanenreise, 21.
große Eidechse mit gezacktem Rücken-
kamm, 22. Ruheplatz, auch: Waren-
vorrat, 23. altgriechische Göttin, 25.
Pferderennen, 27. Paradies, 30. Musik-
stück mit wiederkehrendem Haupt-
thema, 32. Stadt in Griechenland, 34.
Hölle, 36. Blechgefäß, 37. Vogelnest mit
Eiern, 38. südländische Trinkstube.

Senkrecht: 1. Prophet des Alten Testa-
ments, 2. Rundgang zur Kontrolle der

Wachposten, 3. als Besatz dienendes
Band, 4. Gebetswort, 5. Wasserpflanze,
6. gesetzlich besonders begünstigtes Fami-
lienhaus mit Nutzgarten in Vorstädten,
8. Erdklumpen, 10. amerikanischer Poli-
tiker, 1953 Vizepräsident der USA, 12.
männlicher Vorname, 13. Pariser Unter-
grundbahn, 14. Freude, Heiterkeit, 16.
jemand, der eine Leistung nicht voll-
bringt, 17. weiblicher Vorname, 18. alt-
griechische Mondgöttin, 19. evangelischer
Kirchenliederdichter (1650–1680), 22.
Verkaufsraum, 24. Leitgedanke, Gegen-
stand einer Abhandlung, 26. englischer
Dichter und Freiheitskämpfer (1788 bis
1824), 27. Heideblume, 28. europäische
Hauptstadt, 29. Getreideart, 31. Staats-
gut, 32. Sünde, Schande, Fehler von
Dauer, 33. Heldenerzählung, 34. weib-
licher Vorname, 35. Rechnung.



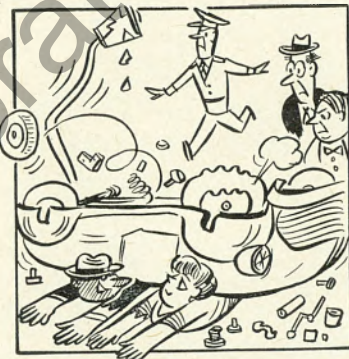
Kurz gelacht



„Unterstehe dich, Karl, noch einmal zur gleichen Zeit unterzutauchen wie Fräulein Müller!“



„Na, Rudolf, wie gefällt dir mein neuer Badeanzug? Ich habe ihn auf Abzahlung gekauft!“
So . . . , dann hast du wohl nur die erste Rate angezogen?“



... Müllers werden morgen vor Neid platzen, wenn unser Unfall auf der ersten Seite der Zeitung steht!“



Kleine Verwechslung

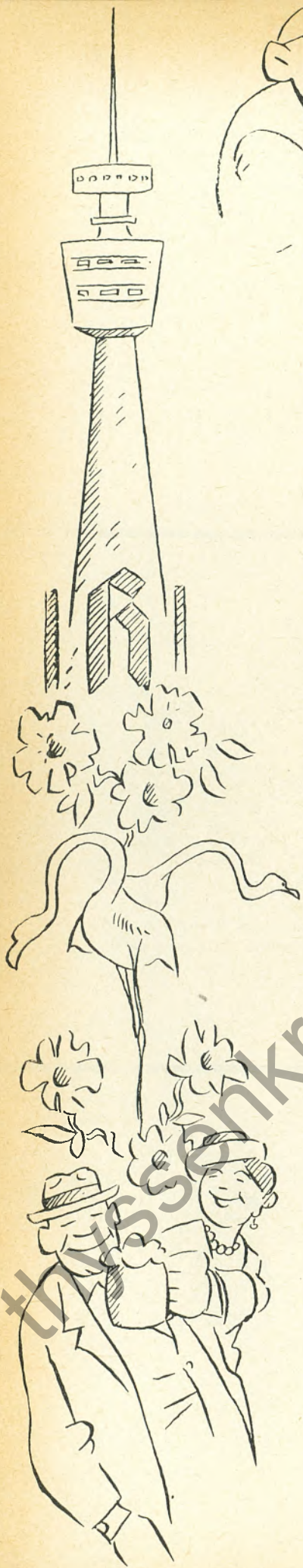
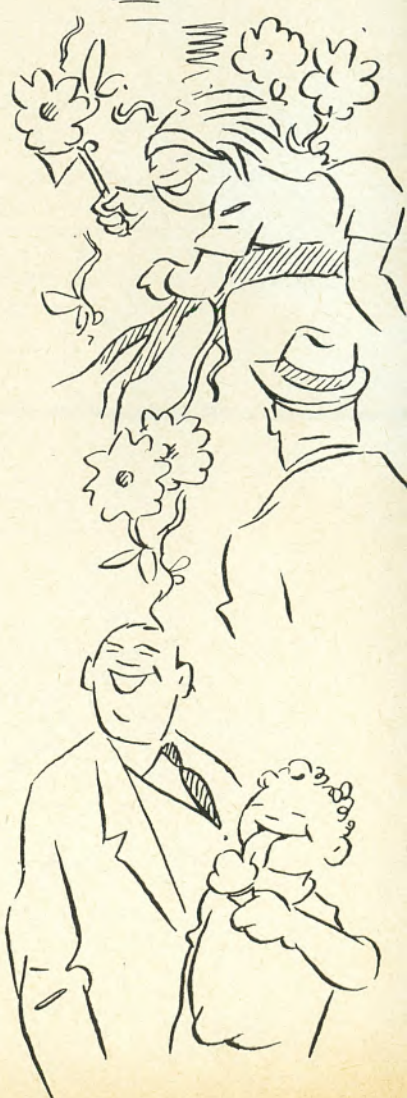
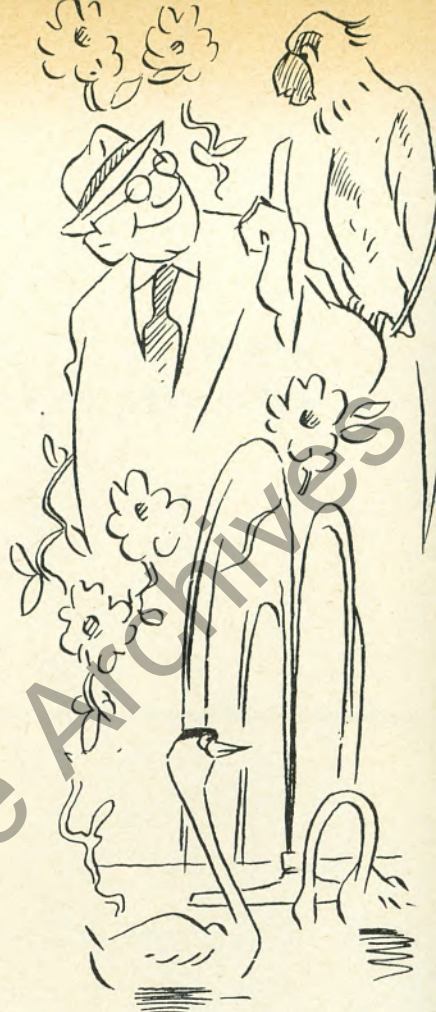


„Hast du den Kartoffelsalat fertig? Die Würstchen sind schon heiß!“



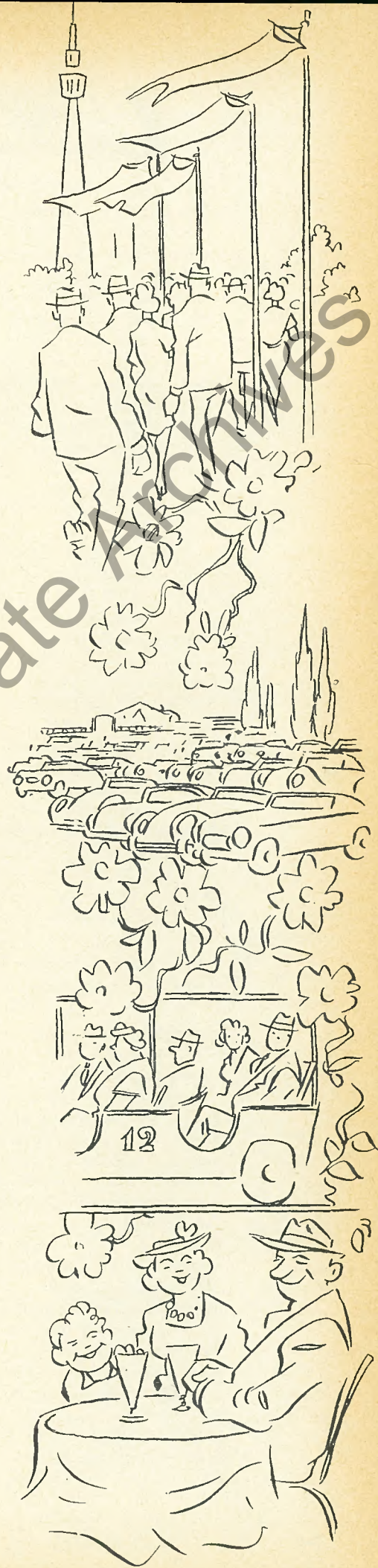
Hüttenkicker auf der Bundesgartenschau

Hüttenkicker spricht zu seinen
Lieben: „Los, mit alle Mann!
Heute wollen wir besuchen
unsern Kumpel Florian.
Mutter, nimm die flachen Schuhe,
weil du dir sonst Blasen rennst!
Du verstehst's, wenn' du die Strecken
in der Bundesgartenschau erst kennst.
Mach auch ruhig Butterbrote!
Zu essen gibt's zwar haufenweise,
doch wenn's irgendwo feudal ist,
zahlt man auch feudale Preise.
Fritzchen, pack vier Pfund Kartoffeln
ein, guck nicht so dumm, mein Sohn!
Wenn wir die am Feuer rösten
auf dem Spielplatz „Robinson“,
sind wir alle satt, es kostet
keine Mühe, keinen Fleiß,
und wir sparen manchen Groschen
so für Würstchen, Bier und Eis.
Selbstverständlich Lederhose,
die man strapazieren kann
auf der Rutschbahn und beim Staken
in dem runden Flößerkahn.
Ja, ich habe ein paar Märker
mir gespart seit langer Zeit.
Wenn's euch schien, ich wäre geizig,
seht ihr, heute ist's soweit.
Erstmal und vor allen Dingen
kaufen wir uns einen Plan.
Hiergeblieben! Und den schau wir
uns genau zusammen an.
Na, darin sind wir wohl einig:
Man schafft's nicht mit einemmal;
fahr'n wir mit der Kleinbahn durch:
Wer was sieht, der hat die Wahl!
Nein, wie sind die Bähnchen niedlich,
wenn über Berg und Tal sie ziehn!
Welche wollen wir denn nehmen?
Rot, gelb, blau? Schön, also grün.
„Warum hat der Mann, der ‚Abfahrt‘ ruft,
keine rote Mütze auf?“ —
„Auf dem Schildchen hier steht ‚unbe-
schränkter Übergang‘ ganz richtig drauf!“
„Mutti, in der Luft die Gondeln!“
„Ja, das ist der Sessellift.“
„Können die nicht ’runterfallen?“
„Kinder, wat et nich all gift!“
„Sind wir hier nicht mal gerodelt?
Heut gibt's da japanischen Tee.“
„Alles hat sich so verändert;
ich versteh' kaum, was ich seh'!“
„Früher war hier die ‚Buschmühle‘.“
„Na, die ist da jetzt doch auch.
Siehst du nicht die gelben Schirme
leuchten hinter Busch und Strauch?“
„Man kann auf dem Wasser tanzen!“





Und wie da der Jazz wohl klingt?
 Meint ihr nicht, daß Romy Schneider
 uns da was zu trinken bringt?“
 „Mutter, gib mir mal ein' Karo;
 ich hab Hunger wie ein Wolf!“
 „Papa, spielst du denn mit mir auch
 eine Runde ‚Minigolf‘?“
 „Seht mal da, die weiße Wolke!“
 „Kind, das ist ein Springbrunn-Strahl.“
 „Füttern wir nachher die Schwäne?“
 „Verschnaufen will ich erst einmal.“
 „Gut, laßt Mutter auf der Wiese
 ausgestreckt im Stuhle ruhn,
 und von uns kann, was er möchte,
 eine Stunde jeder tun.“
 Vater sieht bei Landmaschinen
 nach dem Rasenmäher aus,
 der elektrisch und geräuschlos
 (seiner ist kaputt, zu Haus).
 Fritzchen kriecht mit Gabriele
 in das Riesenzelt hinein:
 „So ein Gummiboot zu haben,
 das wär für die Ferien fein!“
 In die Siedlung geht mit „ihrem“
 „unser' Gerda“ (ringverlobt!),
 weil das „Wohnen hier im Grünen“
 über'n grünen Klee er lobt.
 Vater zieht es in die Heide,
 er träumt gern von Lampion . . .
 Aber laut vom „Nestle-Spielplatz“
 brüllt nach ihm sein jüngster Sohn.
 Pausenlos fließt aus der Tasche
 Groschen, Fuffziger ihm und Mark:
 „Wollt ihr alles heut' verbraten?
 Das fänd ich doch etwas stark!“
 Nehmt Vernunft an, wir kommen wieder!
 Dauerkarten nutzt man aus . . .
 Wir sind alle müde. Gehn wir
 doch für heute mal nach Haus!“
 „Vater, alle andern fahren
 auf den Fernsehturm hinauf!“
 „Bengel, heute bin ich pleite.
 Schweig, sonst geb' ich dir eins drauf!“
 „Vater, auf dem Turm das blaue
 Zeichen, ist das das Hoesch-„H“?“
 „Stahl, Zement, ihn aufzubauen,
 haben wir geliefert, ja!“
 „Mutter, darf ich morgen wieder
 ganz alleine hierher gehn?
 Für die Schule ‚Frühlingsblumen‘
 kann man doch so schön hier sehn.“
 „Kommt, an Oma eine Karte
 schreiben auf der Post wir noch.“
 „Vater, das so bunt bespannt war,
 was war das für'n großes Loch?“
 „Mutter, wo man muß, da ist ein
 Groschen hier noch nicht genug . . .“
 „Hat der Kleine Nasenbluten?
 Vater, schnell, dein Taschentuch!“
 „Fahr'n wir zur Westfalenhalle
 denn nicht in der Gummibahn?“
 „Au, das Eis am Stecken ist ja
 viel zu kalt für meinen Zahn . . .“
 „Luftballone fliegen lassen“,
 denkt sich Vater, „auch ein Job . . .
 Wenn wir mal ganz unter uns sind:
 Prost dann, Florian! Und ob!“





Der Hüttenkicker

Hell und heiter ist der Himmel,
wenn die Frühlingswolken ziehn.
Auf der ganzen Hütte merkt man:
Jetzt steht das Signal auf „Grün“.
Nicht nur bei den Allerjüngsten,
halb schon Lehrling, halb noch Kind,
nicht nur bei den Ausgelernten,
die nun Facharbeiter sind. —
Auch die Lebensmitte-Klasse
scheint erfüllt von frischem Mut.
Sonne, Urlaub vor der Nase,
jeder weiß, wie wohl das tut.
Ja, der Lenz ist ausgebrochen
lange schon vor Monat Mai;
unsre Hütten-Hühnerhalter
ernten eifrig Ei bei Ei,
unsere Hütten-Schrebergärtner
streichen ihre Häuschen bunt,
denn beim Bundeswettbewerb
für die Gartenschau geht's rund.
An dem neuen Riesenturme
prangt blau leuchtend unser „H“:
„Friedens-“, „Fernseh-“ oder „Hoesch-Turm“ —
jeder meint dasselbe ja.
Auch die Tage sind vorüber,
die es zu beachten galt,
die gestrengen Mai-Gebrüder,
garstig, bodenfrostig, kalt.
Jener Sonntag auch, an dem man
Mutter bringt Kaffee ans Bett.
(Trotzdem fand sie, daß am Vattertage
er so spät kam, wenig nett!)
Leider sind die Feiertage
durch Gebrauch schon abgenutzt.
Wer genießt froh aus dem vollen,
wenn man ihn dann 'runterputzt?
„Uhl“ nennt sie in diesem Fall
das, was für ihn „Nachtigall“!
Daß die Straßenbahnen leerer,
wird darauf zurückgeführt:
Jeder, der es nur vermag, der hat sich
neuerdings motorisiert.
Voll die Straßen, voll die Plätze,
und wer wo sein Fahrzeug parkt,
fühlt als Herrscher über Pferdekräfte
magisch sich erstarkt.
Denn die Prüfung zu bestehen,
kostet Angst und kostet Schweiß!
Sich die Regeln einzurammen,
dazu braucht man Bienenfleiß.
Samstags braust mit achtzig Sachen
man ins Sauerland hinaus,
doch in welchem Schnecken-tempo
kriecht man sonntags dann nach Haus'!
Na, es seufzen wohl der Städte
über Heimkehr-Schlangen mehr.
Gut, daß jetzt bei uns entlastet
die „Prachtstraße“ den Verkehr!
Eine Landschaft ist verändert
heute manchmal über Nacht.
Denkt nur, wie ein Schutträumbagger

schnellstens reinen Tisch oft macht:
Denn Ruinen um die Ohren
haut er sich samt Klawe, Zahn,
und dann beißt er in die Trümmer —
(unsereins traut sich nicht 'ran).
„Wie wohl ist dem, der dann und wann
sich was Schönes knipsen kann!“:
Straßenbau war nicht zu sehen
auf den Fotos im April.
Viele durch den Festsaal-Vorraum
sah man wandeln, ernst und still
und bemüht, sich zu entscheiden,
was denn nun das Beste sei.
Fotos, schwarzweiß, bunt und Dias,
zählte die Werkbücherei.
Unsre „öffentliche Meinung“
einigte sich auf ein Bild,
Nummer 90, das „Im Spätherbst“,
vieler Städter Sehnen stillt.
Einsamkeit in Waldeshöhe,
Nebelbrauen, Sonnenstrahl,
eines Wandersmannes Blicken
ganz verborgen Stadt und Tal.
Ob es fototechnisch prima,
danach wird ja nicht gefragt,
wenn voll Waldessehnsucht viele
Herzen dazu „ja“ gesagt.
Hüttenkicker reicht Hans Olsen,
dem Fotografen, froh die Hand:
„Bravo! Hast von mir auch Träume
auf die Platte mit gebannt.“
Wer ein Urlaubsziel nicht finden
in der Heimat hat gekonnt,
der muß nun im Ausland weiten
Briefertasche und Horizont.
„Tausend Worte“ fremde Sprache?
„Viel zu mühsam!“ heißt's zumeist.
Was versäumt, wer nur auf Bärenführer
angewiesen reist!
Wenn du eine Reise vorhast,
nächstes Jahr, dann sag: „Ich muß
diese tausend Worte können.
Sonst ‚darf‘ ich nicht mit. Punktschluß!“
Vokabeln als Familienhobby
lernen, wie im Stegreifspiel:
Vater ist der „fremde“ Kellner,
Mutter „kocht“ am fernen Ziel.
„Was heißt Schnitzel? Seelachs? Schinken?
Ich will Omelette mit Salat!
Wie sagt man, daß man 'ne Wanze
heute Nacht gefunden hat?
Das rollt nur so von der Zunge;
Kinder kichern, Mutter lacht,
Vater weiß noch von der Schule
her, daß Wissen „Macht“.
Und das schönste dabei ist noch:
Mußt du dort zum Doktor gehn
(für den du von hier versichert),
kannst du ihn sogar verstehn!

Das wär's wieder mal für heut'
Nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'.



LAPPES

AUS'M MARTINWERK

LEG' DIE
WELLEN
WAAGERECHT,
DIE KIPPEN
UM

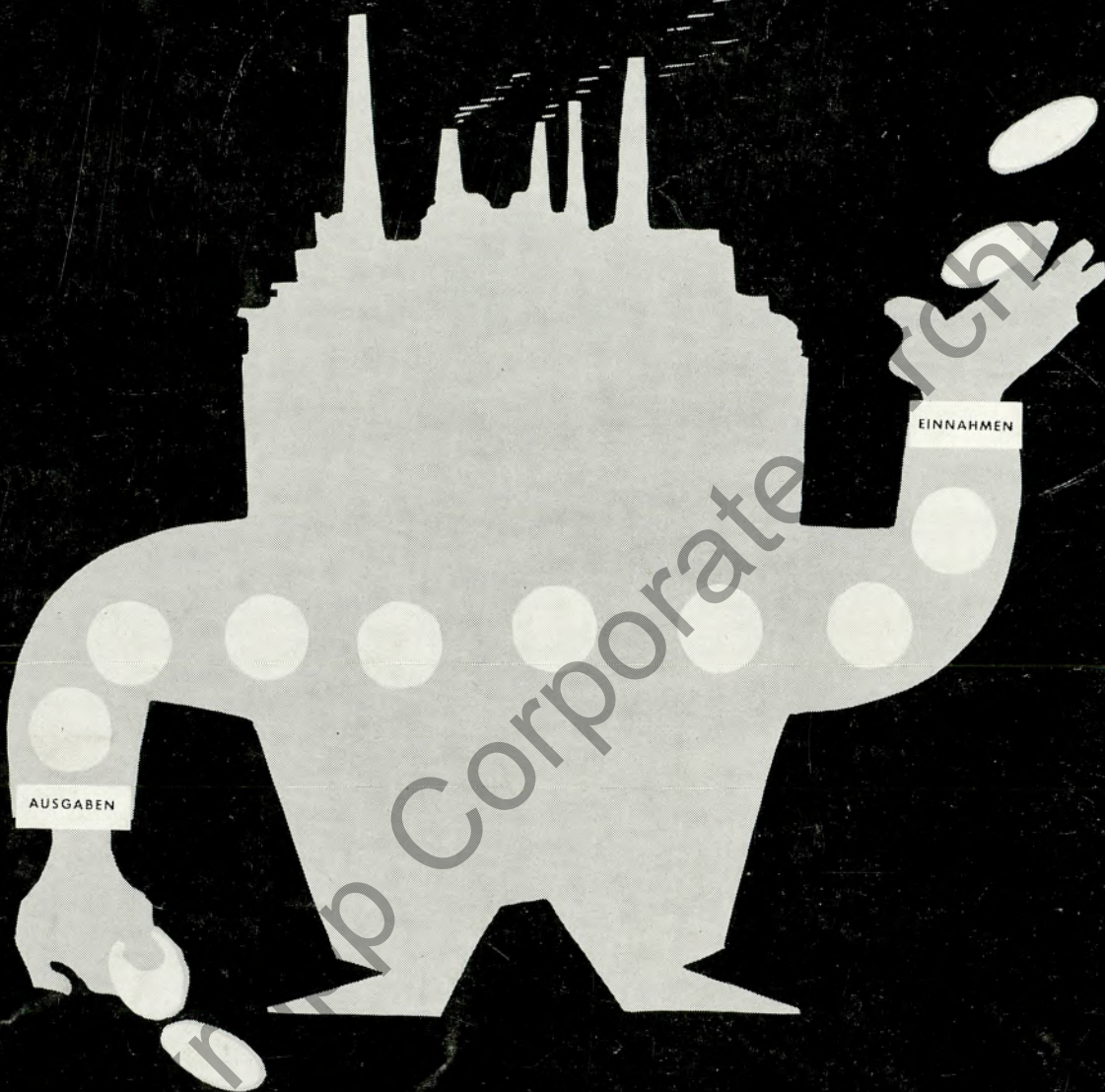


WAS AUCH JIMMER DU MAGST TUN
LASS DIE WACHSAMKEIT NICHT RUH'N,
MACH ES RICHTIG, LASS DIR ZEIT,
DENK STÄNDIG AN DIE SICHERHEIT

"RUNDES" AN DIE WAND GELEHNT
IST IN JEDEM FALL VERPÖNT.
WAS SICH ROLLEND FORTBEWEGT
MAN AM BESTEN WAAG'RECHT LEGT



11. KQ 11/502



**$2-2=0$ Kein Betrieb kann
mehr ausgeben als er einnimmt!**